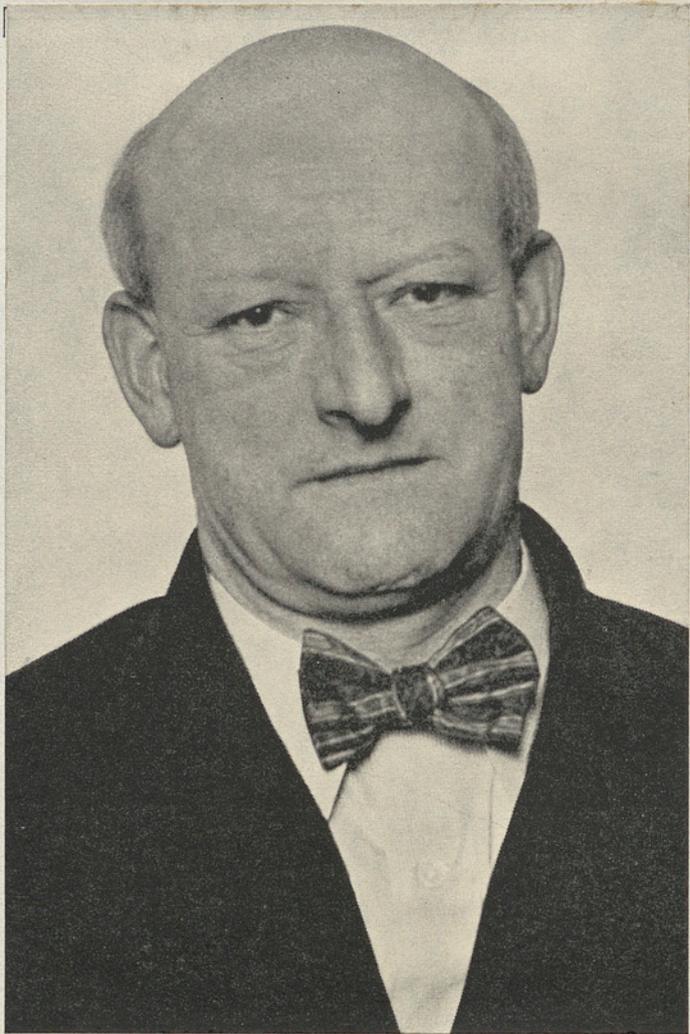


**Nekr
D
34**

HERMANN WILHELM DRABER

1878 — 1942





H. W. Draber.

Nekr D 34

HERMANN WILHELM DRABER

Geboren am 20. September 1878 in Nieder-Leppersdorf (Schlesien)

Gestorben am 3. September 1942 in Winterthur

G 4412
Stadtbibliothek
Winterthur

HERMANN WILHELM DR. ADER

(Geboren am 20. September 1874 in Nördlingen (Württemberg)
Gestorben am 1. September 1942 in München)



Abschiedsworte

gesprochen am 7. September 1942 im Krematorium Winterthur
von Pfarrer Dr. Jakobus Weidenmann.

Der Mensch lebt und besteht

nur eine kleine Zeit;

Und alle Welt vergehet

mit ihrer Herrlichkeit.

Es ist nur einer ewig und an allen Enden

und wir in seinen Händen.

Matthias Claudius.

Liebe Freunde unseres Verstorbenen, verehrte Trauergemeinde!

Im vorigen Jahr um diesen Monat herum kamen Hermann Draber und ich einmal auf den Tod zu reden. Damals fühlte er sich noch ganz gesund. Aber er war der Ueberzeugung, sein Leben werde vor seinem 65. Lebensjahr abbrechen. In vierzehn Tagen wäre er 64 Jahre alt geworden und damit in sein 65. Jahr eingetreten. Er war aber keineswegs so lebensmüde, daß er sich den baldigen Tod gewünscht hätte. Bei seiner erstaunlichen Bedürfnislosigkeit bot ihm auch ein äußerlich sehr einfacher Lebensrahmen Fülle genug, um das Leben für lebenswert zu halten. Und da er die Menschen, wie sie auch sein mochten, liebte, fand er in der Begegnung mit ihnen so viel Beglückendes und Bereicherndes, daß er immer wieder Anlaß verspürte, sich ein längeres Leben zu wünschen. In seinem letzten

Brief, geschrieben vor drei Wochen, ist zu lesen: „So kanns gehen. Vor vier Wochen sprang man noch wie ein normal kräftiger Mensch die Stiege hinauf, und nun muß man auf einmal mit greisenhaft langsamen Schritten dahinschleichen. Vielleicht braucht mir nun der Zahnarzt nicht einmal mehr die vollwertigen Plomben an Stelle der provisorischen einzuhämmern; denn was braucht man als „Gezeichneter“ echte Plomben? Immerhin, man muß noch etwas Geduld mit sich haben, auch schon deshalb, weil da noch einige Menschen sind, die man lieb und gern hat und darum das Leben nicht ganz leer erscheinen lassen. Also auf baldiges Wiedersehen! Dann wollen wir wieder recht fröhlich miteinander sein.“

Nun liegt er seit letztem Donnerstag still und kalt im Sarg, und uns allen ist weh zu Mut, wenn wir an ihn denken; denn er war ein lieber und aufrichtiger Mensch. Und er trug sein durchaus nicht leichtes Los ohne Bitterkeit und ohne Pathos, einfach wie ein schlichter Mensch, der, ohne sich auf seine praktische Weisheit etwas einzubilden, dem Leben an Freude und Wärme abgewinnt, was nur immer möglich ist.

Hermann Draber stand nicht immer im Hintergrund; er hat Glanzzeiten erlebt als angesehener Musikreferent der bedeutendsten deutschen Musik- und Tageszeitungen wie als Leiter der Internationalen Festspiele in Zürich in den Jahren 1920—25. Ich habe ihn kein einziges Mal klagen gehört über das Dahinschwinden des Glanzes der hohen Zeiten seines Lebens. Ja, ich habe ihn im Verdacht, die schweren Jahre äußerer Beschränkung in seinen Lebensverhältnissen für die kostbareren gehalten zu haben. Denn in diesen schwereren Zeiten wurde er rein menschlich erst völlig er selbst. Und was ein Mensch wirklich wert ist, zeigt sich erst dann, wenn er nicht mehr getragen wird von allseitiger Bewunderung und Verehrung.

Daß in ihm ein Drang steckte über das Gewöhnliche hinaus, zeigte sich schon in seiner Jugend, als der Vater dem Dreizehnjährigen ein Fahrrad schenken wollte, dieser sich an dessen Stelle aber eine Flöte wünschte. Als Flötenspieler wurde er ein Meister; denn über seine angeborene Musikalität hinaus war in ihm der musikalische Eros lebendig. Von seinem achtzehnten Lebensjahr an brachte er sich selbständig durch. Mit 21 Jahren geriet er in den Bann Ferruccio Busonis, dessen Genie so stark auf ihn einwirkte wie seine Menschlichkeit. Die zwei Jahre, die er mit ihm zusammen in Weimar und Berlin verbrachte, waren ihm richtungweisend für sein ganzes späteres Leben. 1902—08 brachte Hermann Draber in London zu als Musikreferent und Privatsekretär Sir Henry Woods. Nach Berlin zurückgekehrt, gründete er mit Oskar Fried und Oskar Schwalm das Blüthnerorchester, das in seiner Blütezeit als eines der besten in Deutschland galt. 1910 wurde Draber Mitredaktor der „Signale für die musikalische Welt“ und 1911 Nachfolger Paul Bekkers an der „Berliner Allgemeinen Zeitung“, „Berliner Morgenpost“ und „Berliner Zeitung am Mittag“. So viel er in diesen Stellungen geleistet hat — in späteren Jahren sprach er doch gelegentlich mit einem malitiösen Lächeln von seinem Einfluß auf die musikalische Geschmacksbildung des Berliner Publikums.

1920 kam Hermann Draber in die Schweiz und stellte hier seinen Mann in so grundverschiedenen Disziplinen wie dem Flötenspiel, dem Segeln, in dem er ein anerkannter Meister der Regatten war, und, wie schon gesagt, als Leiter der Internationalen Festspiele in Zürich. 1927 treffen wir ihn in Genf als Generalsekretär der Internationalen Musikausstellung, dann in Frankfurt als Leiter des Musikbureaus der Ausstellung „Musik im Leben der Völker“ und 1928—30 als Leiter des Musik-

instituts für Ausländer in Berlin. Dann ließ sich Hermann Draber unten im Tessin nieder, wo er in verschiedenartiger Weise der Musik diente und all den Menschen, die seiner Dienste bedurften. Zwischenhinein unternahm er als Gesellschafter größere Reisen, die ihn ins Paradies der Südsee führten, in dem er allzugern geblieben wäre. Und doch kehrte er dankbar in seine Wahlheimat, die Schweiz, zurück. Vor zwei Jahren ließ er sich im Kanton Thurgau nieder, wo er in Ottoberg bei Märstetten das Leben eines Einsiedlers führte, unterbrochen von längeren und kürzeren Aufenthalten in Winterthur, Speicher, Luzern und Rüdlingen. Seinem getreuen und wohlwollenden Freund Hans Reinhart diente er in den letzten Jahren als zuverlässiger Sekretär, schrieb mit unendlichem Fleiß und peinlichster Gewissenhaftigkeit umfangreiche Partituren ins Reine, übersetzte daneben einen Roman von Warwick Deeping („Flucht in die Freiheit“), nachdem er in früheren Jahren bereits Novellen seines über alles verehrten Meisters Robert Louis Stevenson ins Deutsche übertragen hatte. Daneben pflanzte er sein Gemüse im Garten vor dem Chalet „Vogelsang“, wo er sein Eremitendasein genoß. Zweimal war er verheiratet; das eheliche Glück blieb ihm beide Male nicht treu. Seine zwei Kinder aus erster Ehe mußten Deutschland verlassen und trauern in weiter Ferne um ihren Vater.

Verehrte Leidtragende! Wir haben uns hier versammelt, um von einem Menschen Abschied zu nehmen, dessen Treue, Güte und Schlichtheit uns alle tief beeindruckt hat. Solche Menschen sind nicht allzu zahlreich. Darum empfinden wir den Verlust dieses Mannes doppelt schmerzlich. Wir danken ihm von Herzen für alles, was er uns als Freund und Kamerad gegeben hat. Er hat denen, die seine Dienste in Anspruch nahmen, gedient im schönen alten Sinn des Wortes „dienen“. Die-

nen war ihm kein hartes Muß, auch nichts Entwürdigendes, sondern ein Tun, das gerade zur echten menschlichen Würde gehört. Ja, es war bei ihm noch mehr als ein Tun, es war ein Sein. Es gehörte zu seiner geistigen und seelischen Existenz. Da sein und bereit sein für die, die seiner bedurften, entsprach einfach seinem Wesen. So sehr es Gnade ist, mit einem solchen Wesen begabt zu sein, so wenig selbstverständlich ist es, daß ein solches Wesen unverdorben bleibt in den Jahren äußerer Erfolge und ausgerechnet dann sich am reinsten ausprägt, wenn der Mensch Grund hätte, der Welt und einem unerfreulichen Schicksal zu grollen. Er hat nicht gegrollt. Im Gegenteil, statt sich nur fatalistisch zu fügen in den — von außen geurteilt — Niedergang seines Lebens, hat er immer wieder seinem Dank Ausdruck gegeben für die wunderbaren Fügungen in allen den Erlebnissen, die von andern Menschen als bittere Enttäuschungen bezeichnet würden. Er hat den tiefen Sinn des Wortes „Enttäuschung“ erfaßt: es ist eben Ent-Täuschung, ein aus der Täuschung Herausgerissen-Werden. Das ist aber das Kennzeichen des gereiften Menschen, daß er in allen Enttäuschungen nur die Ent-Täuschung sieht und an jeder Enttäuschung innerlich wächst.

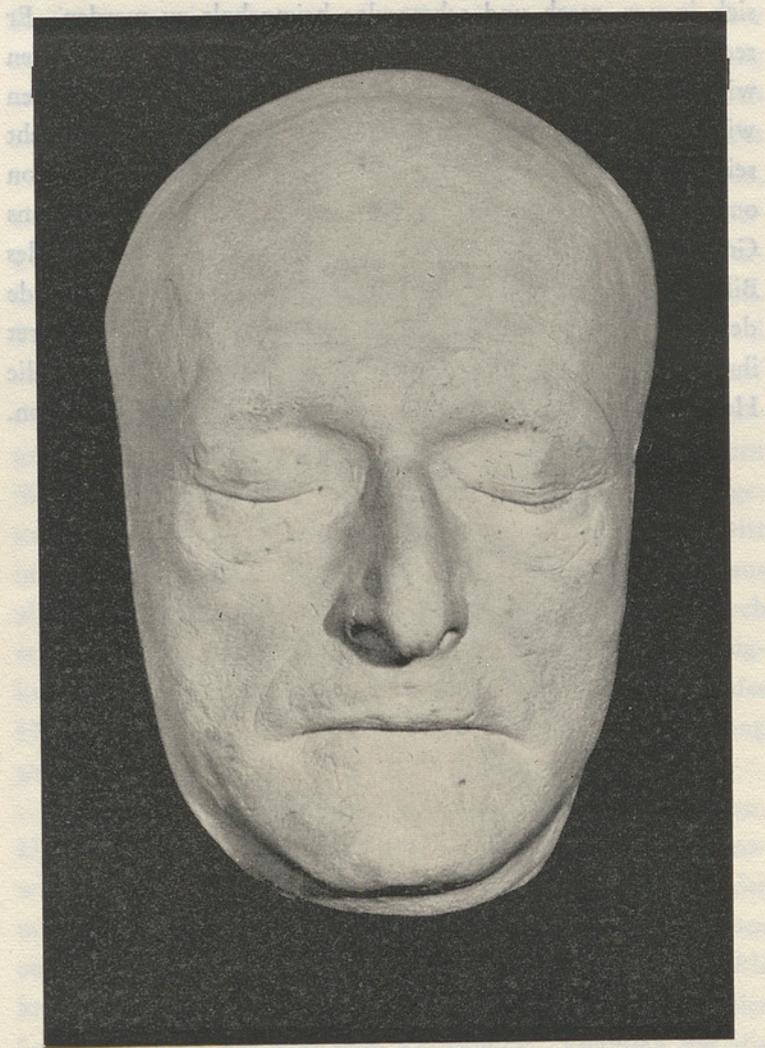
Reif sein ist alles. Wir kennen dieses Shakespeare-Wort. Reif wird der Mensch nicht durch seine Erfolge, sein Ansehen, sein sogenanntes Glück — reif wird er allein durch das Maß von Größe, mit dem er sein Leid trägt. Wenige Tage vor seinem Hinschiede äußerte Hermann Draber noch zu einem Menschenkind, das beglückend in seinen Lebensweg getreten war, er habe eigentlich nichts Schlechtes von den Menschen erfahren. Seiner grundgütigen Natur entsprach es auch, daß er nie bitter oder beleidigt von Menschen sprach, die ihm ganz offensichtlich Unrecht getan hatten.

Reif sein ist alles. Zum wahren Reif-Sein gehört auch das Reif-Sein für den Tod. An den Tod dachte Hermann Draber oft. Auch er hatte jene Stunden des Müdesseins am Leben, die wir alle kennen. Und in solchen Stunden besinnt man sich auch auf das Wesen dieser Welt, das vergeht, und auf das, was ewigen Bestand hat. Dann stellt sich das heiÙe Verlangen ein, sich von allem Irdischen lösen zu können, um ganz dem anzugehören, was nicht von dieser Welt ist. Je echter dieses Verlangen ist, um so weniger spricht der von ihm Erfüllte davon. Freund Draber hat darüber selten Worte gemacht. Ich weiß aber, daß er Schönheit und Fülle, Leid und Not des Lebens auf dem Hintergrund des Todes geschaut hat. Auf diesem Hintergrund bekommt das alles ein anderes Gesicht und einen andern Wert. Eine Umwertung aller Dinge setzt ein, und zu der gesunden Skepsis gegenüber dem Wert des irdischen Daseins tritt hinzu die leidenschaftliche Sehnsucht nach der Erlösung aus aller Verhangenheit in den Stricken dieser Welt. Ein Heimweh erfüllt den Menschen nach dem Gral, und seine Lebensmüdigkeit wandelt sich zur Sehnsucht nach der Vollendung des Hohen und Reinen der Seele. Das Sterben wird als Genesung geschaut, der Tod als Befreier von aller Erdschwere.

Das sind die seltenen, aber heiligen Stunden unseres Daseins. Hermann Draber hat sie auch gekannt. Sein fröhlicher Lebenswille war zweifellos stärker, und wenn wir uns miteinander unterhielten, sprachen wir selten von diesen Dingen. Seltsam aber, wie oft er unvermutet auf den Tod zu sprechen kam. Als kreisten seine Gedanken doch hinter allem Uebermut und aller Lebensbejahung um Tod und Vollendung. Plötzlich hat die Hand des Todes nach ihm gegriffen und ihn herausgeholt aus der Zwiefalt seines Lebens, aus seiner Zugehörigkeit zur Welt und seiner Sehnsucht nach dem, was nicht von dieser Welt ist.

Seine irdische Wanderschaft hat ihr Ziel erreicht. Er wünschte sich immer, rasch und schmerzlos heimgeholt zu werden. Er rechnete auch immer mit einem schnellen Tod. Darum wollen wir in aller Wehmut doch nicht klagen. Im Grunde beneiden wir ihn um die Erfüllung der tiefsten und letzten Sehnsucht seiner Seele. Auch über seinem Tode steht das Wort „Non omnis moriar“ Uns aber bleibt die Schau, auf die uns Goethe und alle großen Geister gewiesen: „Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen. Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln; diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung. Beiden wird zum Leben der Tod.“ Amen.

Seine irdische Wanderbahn hat ihr Ziel erreicht. In wünsch-



den Augenblick zu sein, und das ist die Aufgabe der Kunst. Sie soll die Seele des Menschen in der Welt zeigen, wie sie ist, wie sie sein will, wie sie sein soll.

Erinnerungen an Hermann Draber.

Von Dr. Fritz Brun.

Ein langer Brief meines Freundes Hermann Draber erreichte mich am gleichen Tage, an dem ich die Nachricht von seinem plötzlichen Tode erhielt. Er schrieb mir, sein Arzt sei besorgt gewesen wegen eines Herzleidens, das schon längere Zeit zur Vorsicht mahnte. Aber jetzt gehe es wieder besser, und er glaube zuversichtlich, die Krise überstanden zu haben.

Ein beneidenswerter Tod, der ein langes Siechtum ersparte, hat ihn von uns genommen. Das Sterben ist ihm vielleicht nicht einmal im Bruchteil einer Sekunde bewußt geworden. Diese Berührung durch die Hand des Todes war wie die einer Mutter beim Einschlafen ihres Kindes: sie war gütig und liebevoll. Und das vermag uns, die er zurückgelassen hat, zu trösten und zu versöhnen.

Wir gedenken seiner, weil er ein guter Mensch, eine eindruckliche Persönlichkeit war — ein Mensch, der in allen Lagen des Lebens, das ihn oft hart anpackte und dessen Not er zu fühlen bekam, seinen Humor, seinen Mut nie verlor. Und da ich seine Freundschaft über vierzig Jahre genießen durfte, sei mir vergönnt, nicht etwa ein Lebensbild des lieben Toten zu entwerfen, aber von unserer gemeinsamen Jugend und Studienzeit, von unseren Beziehungen in späteren Jahren zu erzählen.

Wir lernten uns in Köln kennen als Schüler des Konservatoriums, während der Blütezeit dieses Institutes, dem damals Franz Wüllner vorstand. Es war um die Jahrhundertwende, als Köln sich in der Wandlung zur Großstadt befand, im Zeichen großer Regsamkeit und einer erstaunlichen Kunstpflege.

Hermann Draber konzentrierte sich als Konservatorist auf kein bestimmtes Fach. Er lernte die Harfe spielen, er nahm Unterricht im Flötenspiel. Er schrieb schon in jungen Jahren Berichte über Konzerte, er versuchte sich beim Schülerorchester als Dirigent. In den Gürzenichkonzerten unter der Leitung Wüllners stand er oft neben mir im Orchester beim Schlagzeug. Trotzdem ihm höheres Können im Spiel eines Instrumentes, trotzdem ihm lebenslang in der Ausübung seines künstlerischen Berufes ein wesentlicher äußerer Erfolg versagt blieb, fesselten seine Vielseitigkeit, seine Intelligenz, sein Spürsinn später das Interesse einer ganzen Reihe prominenter Musiker, unter denen ich nur Busoni, Andraea, Henry Wood, Scherchen nenne. Draber besaß einen klaren Blick für Qualität, vielleicht nicht immer bei der Beurteilung eines Tonwerkes, wohl aber für den Wert ausübender Musiker. Er fiel auf keinen Faiseur herein, auch wenn dieser bei Publikum und Presse in Mode stand.

Neben seiner musikalischen Vielseitigkeit interessierten ihn tausend Dinge des praktischen Lebens. Er verstand ebenso einen defekten Wasserhahn, eine Taschenlampe zu reparieren, eine Motorpanne zu beheben, wie einen englischen Roman ins Deutsche zu übersetzen, auf einer Reise den Manager zu machen oder auf kaufmännisch korrekter Weise die komplizierte Rechnung einer musikalischen Festwoche zum Abschluß zu bringen. Mit einer wahren Verliebtheit kopierte er Parti-

turen und Orchesterstimmen. Seine Spürnase entdeckte da oft Schreibfehler des Komponisten in Werken, die dieser für absolut „stubenrein“ gehalten hatte.

Eine besondere Liebhaberei war für Hermann das Photographieren. Aus seiner Tessinerzeit stammt eine stattliche Reihe photographischer Landschaftsaufnahmen von hohem künstlerischem Wert, die nur ein Auge erhaschen kann, das im Sehen und Erfassen eines landschaftlichen Eindruckes geübt und geschult ist. Auch einige ganz vortreffliche Porträtaufnahmen sind ihm gelungen.

Seine gründliche Beherrschung der englischen Sprache sollte ihm, wie er mir im Jahre 1920 erzählte, im ersten Weltkriege, zu dem er in Graudenz als Musketier gedrillt wurde (er berichtete mit unmißverständlichem Unbehagen von dieser „Erziehung“ im Kasernenhof) zu statten kommen. Statt an der Westfront im Schützengraben kämpfen zu müssen, wurde er als Dolmetscher zur Ausfragung der englischen und amerikanischen Gefangenen abkommandiert. Er wußte das zu schätzen, aber er hatte auch so dabei genug gesehen und erlebt, um zu verstehen, was ein Krieg mit modernen Waffen bedeutet.

Seine Vielseitigkeit in künstlerischen und praktischen Dingen, so nützlich sie ihm auch war, trug vielleicht dazu bei, daß er nie die Kraft fand, sich auf einem bestimmten Gebiete zu spezialisieren und zu einem Erfolg, vor allem zu einem materiellen Erfolg zu kommen. Er hatte bei nichts, wie wir zu sagen pflegen, das nötige „Sitzleder“. Er war zu regsam, er begann allerlei, das er nicht zu Ende führte. Er liebte die Abwechslung, er konnte sich keinem Zwang weder nach innen noch nach außen unterwerfen. Es ging ihm oft herzlich schlecht, die Not pochte an seine Türe; aber in den kritischsten Stunden

pflegte er zu sagen: „Ich komme schon durch, solange ich gesund bleibe.“ Er hatte recht: er ist immer durchgekommen, krank ist er bis kurz vor dem Tode selten gewesen, und, was ihm das Wesentlichste war, es blieb ihm erspart, jemandem zur Last zu fallen.

Warum waren ihm seine Freunde so zugetan, schon in der Jugendzeit? So vieles trug dazu bei: Liebenswürdigkeit, Lebendigkeit, Intelligenz, Humor und sehr viel Charme. Ich war als junger Mensch in Köln, Berlin und London mit ihm zusammen. Wir wußten es beide damals schon: es war eine Freundschaft fürs Leben. Diese Freundschaft wurde in Köln mit einigen Studiengenossen durch den „Orden einer Pfahlbruderschaft“ besiegelt. Wir gründeten sie in einer Sommernacht, als wir außerhalb der Stadt auf der inneren Umwallung, dem inneren Festungsgürtel mit dem Wassergraben, promenierten. Wir stießen auf eine Verbottafel, die in strengem Tone das Betreten dieses Glacisweges untersagte. Die Tafel stand zweimannshoch auf einem schweren dicken Pfahl. Wir waren durchaus abgeneigt, uns etwas befehlen oder erlauben zu lassen, und es wurde beschlossen, diesen Pfahl zu entfernen. Zu diesem Zwecke aber brauchten wir Pickel und Brecheisen. Wir gingen in die Stadt zurück, verschafften uns die nötigen Utensilien und kehrten dann in mitternächtiger Stunde, vorsichtig alle militärischen Personen umgehend, zum Pfahl zurück. Es war eine harte Arbeit, das mehr als hundert Kilo schwere, eingemauerte preussische Monstrum bloßzulegen — aber dank der Geschicklichkeit Drabers gelang das Werk. Wir stellten Posten aus, und vier Mann (zu denen der kürzlich verstorbene Berliner Domorganist Alfred Sittard, damals unter uns als Spezialist im Auslöschen der Straßenlaternen hochgeschätzt) gehörte, trugen den Pfahl eine halbe Stunde weit

bis zum Haus beim Volksgarten, wo Draber wohnte. Aber jetzt harrte unser noch das Problem, das Holz durch das enge Treppenhaus in das vierte Stockwerk, wo Draber seine Bude hatte, zu tragen. Es gelang, und tags darauf wurde in feierlicher Sitzung die Gründung unserer Pfahlbruderschaft ratifiziert, und es wurden Zeitungen vorgelegt, die von dem Lausbubenstreich und dem Diebstahl auf dem Festungswall berichteten.

Diese Studienzeit war reich an herrlichen Eindrücken, die uns die Gürzenichkonzerte und die Oper verschafften. Weniger herrlich waren mitunter die Verlesungen der Schulzeugnisse durch Wüllner, die im großen Konservatoriumssaal stattfanden. Es war Drabers Idee, bei einer solchen Gelegenheit unserm strengen Direktor einen Streich zu spielen. Wir mobilisierten etwa zwei Dutzend Mitschüler, die sich bereit erklärten, einer bevorstehenden Zensurenverlesung ein „besonderes festliches Gepräge“ zu geben. Wer einen Frack besaß, zog ihn an, wir mieteten Zylinderhüte in einer Pfandleihanstalt und fuhren, jeder eine Rose im Knopfloch, in zehn Pferdekutschen beim Konservatorium vor. Wüllner besaß genug Humor und Verständnis für einen Schabernack der Jugend, um beim Anblick der festlich gekleideten Gesellschaft, zudem noch an einem heißen Sommernachmittag, nicht seine Ueberlegenheit zu verlieren. Noch heute sehe ich Andreae und Draber vor mir sitzen, den Zylinder auf den Knieen, und sehe Wüllner auf dem Podium, unter seinem weißen Bart das Lachen verbeißend.

Nach Abschluß meiner Studienzeit traf ich Draber in Berlin, und als er nach einiger Zeit sich nach London verzog, folgte ich ihm dorthin und wohnte zwei Monate mit ihm zusammen in der Nähe des Regent Parkes. Es war die Zeit der musikalischen Hochsaison, im Frühsommer; wir erhielten viele

Freikarten für schöne und interessante Konzerte. Wohl mußten wir mit unsern Moneten sehr haushalten, aber da wir beide gute Empfehlungsbriefe aus der Schweiz und aus Deutschland besaßen, kam es oft vor, daß wir einen Tag lang mit einem Stück Brot und einer Banane auskommen mußten, am nächsten Tage aber zu einem üppigen Diner eingeladen wurden. Draber beschäftigte sich wie immer mit tausend Dingen, und er beschloß, in London zu bleiben. Mich zog es heimwärts, nach den Bergen, und eines Abends begleitete mich Hermann bis zum Tower, wo ich mich auf einem kleinen Frachtdampfer, der nach Rotterdam fuhr, einschiffte. Es war eine üble Nacht. Ich glaubte, in einem schrecklichen Gewittersturm umkommen zu müssen. Das Reisegeld langte noch bis Sempach, und von dieser berühmten schweizerischen Ortschaft aus blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Koffer zu Fuß nach Luzern zu tragen.

Jahrelang sah ich meinen Freund nicht mehr. Es kam im Jahre 1914 der große Krieg, und erst 1920 traf ich zufällig Draber in der Nähe Berns, als er mit seiner Frau auf einer Fußreise begriffen war. Die Schweiz, unser schönes freiheitliches Land, hat er dann lieben gelernt, und sie wurde, nachdem ihm England die zweite Heimat gewesen, seine dritte. Der Zufall wollte es wiederum, daß ich Draber eines Tages in Bellinzona im Bahnhof traf. Er war auf der Suche nach einer Wohnung im Tessin, und da ich etwas für ihn wußte, nahm ich ihn gleich mit nach Morcote, wo ich kurz vorher mein Ferienhaus erworben hatte. In meiner Nachbarschaft, hoch über meinem Haus gelegen, mit herrlicher Aussicht, fand er, was er suchte, ein geräumiges Rebhaus, und diesem „Maikäfer“, wie er es taufte, blieb er lange treu und verbrachte mit seiner zweiten Frau darin weitere glückliche Jahre. Da lebte unsere

unverwüstliche Jugendfreundschaft wieder auf. Manch schöne Sommernacht haben wir zusammen oben und unten verzecht. Im Winter zog er dann einige Male zu mir nach Bern, wo er mir und meiner Familie ein lieber Gast war.

Leise mahnende Herzbeschwerden ließen ihn eines Tages in Bern einen Arzt konsultieren. Es stellte sich heraus, daß das Tessinerklima ihm schädlich war, und da zog er über die Alpen und siedelte sich im Thurgau an, in Ottoberg, wo es ihm wohlgefiel und wo er sich wieder erholte.

Bald darauf, im letzten Februar, trafen wir uns das letztmal. Es war in St. Gallen, wo Schoeck meine Jugendsinfonie, deren Reinschrift mir Draber in London im Jahre 1902 besorgt hatte, aufführte. Und so hat sich in diesem Konzert, uns beiden unbewußt, der Ring unserer Freundschaft geschlossen.

Ein gütiges Geschick ließ Hermann in den letzten Monaten seines Lebens in Winterthur und im Thurgau treu besorgte Freunde finden, die ihm zur Seite standen, ihn oft seiner Einsamkeit enthoben und, seiner schleichenden Krankheit halb bewußt, für ihn sorgten. Ich weiß es aus einem Brief von ihm, wie dankbar er dafür war. So wurde ihm das Glück zuteil, nicht einsam und verlassen den letzten Weg zu gehen. Er litt oft darunter, seine beiden Kinder missen zu müssen — Krieg und Schicksal haben sie von ihm weg in die weite Welt gerissen. Aber sein Optimismus, seine Freunde waren ein fester Halt, und dieser Halt hat ihm über vieles hinweggeholfen, was manchen andern in einsamen Stunden zerbrochen hätte.

Seine Armut war sein Reichtum. Sie schenkte ihm die Unabhängigkeit, ohne die er nicht leben mochte. Die Freiheit war ihm notwendig wie Luft und Sonne, und da er, ohne zu murren, mehr als genügsam zu leben verstand, war er auch glücklich. Er schätzte die Geselligkeit eines gleichgesinnten Kreises;

da konnte er fröhlich sein wie ein Schuljunge. Sein Lachen, seine Aufgeschlossenheit und Munterkeit waren unwiderstehlich, und wenn er erzählte, wurden Stunden zu Minuten.

Er ist uns vorausgegangen und weiß jetzt um das Geheimnis des Todes und der Verwandlung. Seinen Freunden bleibt die Erinnerung an einen lieben Menschen, und es geziemt uns, in Dankbarkeit und Treue seiner zu gedenken.

Nachgesang für Hermann Draber.

Das war dein letzter Sommer!
Reif und schwer
und golden neigte sich
der Halme Frucht.
Du hattest dich
nach vielen Wanderwegen
auf deinem grünen Hügel
heimgefunden.
Und alles Einsamsein
beschenkte dich
mit jener hohen Freude,
die zuletzt
andächtig Staunen ist
und übergroß
mit ihrem Glanz
der Seele Tiefen füllt.
Das schlichte Leben,
das du so geliebt,
kam auf dich zu
mit seinem Strahlenblick
und sah dir in die Augen,
daß dein Herz
darob erbebte.
Und in heiliger Lust
versenktest du dich
in der Stille Grund.

Dein letzter Sommer, Freund!
Mit zarten Blumen
war alles Schweigen
wonniglich umblüht.
Dann — o Geheimnis —
kam es auf dich zu
in wachen Sommernächten,
dich erschütternd:
der Silberflöte
reines, klares Singen!
Es war dein eignes,
wunderholdes Spiel.
Doch wars ein andrer,
der die Flöte blies.
Von ferne, ganz von ferne,
scheu verhalten,
doch unaufhaltsam,
kam es auf dich zu,
das schwebend leise,
helle Flötensingen,
Dir so bekannt,
so inniglich vertraut!
Doch deinen Augen
unsichtbar, verhüllt,
der fremde Spielmann.

Lockend und verheißend
und nah und näher
sang die Silberflöte
dir jetzt ins Ohr —
und aus dem Dunkel trat

der Spielmann groß ins Licht.
Da stockte deines Herzens
müder Schlag. Du eilst
dem Spielmann nach
und seinem Flötenliede,
auf ewig, Freund,
auf ewig uns entschwunden!

Julie Weidenmann †

Der Tod.

Der Tod ist groß und stark und schwermutsvoll
Und wandert ewiglich von Land zu Land.
Er findet alle, so er suchen soll.
Das Herz der Erde trägt er in der Hand.

Er ist ein scheuer, dunkler Wandersmann.
Von Gottes Tränen glänzt sein Mantelsaum.
Mit Stahl und Eisen ist er angetan:
So geht er schwer in seinem großen Traum.

Er gibt uns allen tägliches Geleit.
Kein Freund ist also treu mit uns vereint.
Er liebt gleich dir der Erde Einsamkeit,
Und deine Tränen hat auch er geweint.

Hans Reinhart.

Dem Andenken unseres lieben Freundes Hermann Draber.

So schau ich noch das Dorf, das himmelnahe,
Und hier am Hang das kleine Haus, darinnen
Sich gütig dir gesellt Trösteinsamkeit.
Gastlich erwartet, dacht ich herzupilgern.
Doch sah ich schmerzlich Trauerkranz und Sarg,
Der dich als einen Abgeschiednen barg.

Beim Mahle warst du wortlos hingsunken.
Gott nahm dich weg. Leidlos ließ er dich gleiten
In jene Stille, die uns Frieden beut.
Wie sehnen sich nach ihm so viele Dulder:
Entrechtete, von ihrem Heim verdrängt,
Von Schicksalsglut die Seele wie versengt!

Auch du verlorst die Heimat. Doch du fandest
Sie neu in unserm lieben Vaterlande,
Ein Lauscher urgeheimer Melodie.
Versöhnt, geprüft, befestigt im Verzichten,
Weltoffnen Sinns dem Leben zugekehrt,
Ein Künstler, der den Schöpfergeist verehrt.

Gustav Gamper.

WILL VON DER MÜHL

Eine Erzählung von

ROBERT LOUIS STEVENSON

Aus dem Englischen von

H. W. DRABER

Die Ebene und die Sterne.

Die Mühle, in der Will bei seinen Pflegeeltern aufwuchs, stand in einem abfallenden Tale zwischen Nadelwäldern und großen Bergen. Oberhalb hob sich Höhe über Höhe empor, bis schließlich sogar die letzten Wettertannen zurückblieben und die Felsen nackend in den Himmel ragten. Talaufwärts von der Mühle lag ein langes, graues Dorf wie ein Saum oder Dunstreifen an einer bewaldeten Bergseite. Wenn der Wind günstig wehte, tönte der Klang der Kirchenglocken dünn und silbern zu Will herab. Talabwärts wurde das Gefäll steiler und steiler, zugleich verbreiterte sich aber auch das Tal auf beiden Seiten; von einer Anhöhe neben der Mühle konnte man seine ganze Länge überblicken und darüber hinaus eine weite Ebene erschauen, wo der Fluß sich wand und glänzend dahinzog von Stadt zu Stadt auf seiner Reise zum Meere.

Es traf sich, daß durch das Tal eine Paßstraße zu einem benachbarten Königreich führte, wodurch, bei aller Stille und Ländlichkeit, der Weg, der neben dem Flusse hinlief, eine wichtige Verkehrsader zwischen zwei stolzen und machtvollen Staaten bildete. Während des ganzen Sommers kamen Reisewagen mühselig heraufgekrochen oder fuhren lustig polternd abwärts an der Mühle vorbei. Da jedoch die andere Seite des Gebirges weniger steil und daher leichter zu ersteigen war, wurde der Paß fast nur von Leuten in der einen Richtung benützt, und von all den Wagen, die Will vorbeifahren sah, holperten fünf

Sechstel lustig abwärts, und nur ein Sechstel kroch mühselig herauf. Noch mehr traf dies bei den Wanderern zu. Fast alle die leichtfüßigen Reisenden, alle die mit seltsamen Waren beladenen Hausierer zogen abwärts wie der Fluß, der sie des Weges geleitete.

Doch nicht genug: als Will noch ein Kind war, erhob sich über einen großen Teil der Welt ein unheilvoller Krieg. Die Zeitungen waren angefüllt mit Berichten über Niederlagen und Siege. Die Erde erdröhnte vom Hufschlag der Kavallerie, und meilenweit im Umkreise, oft viele Tage hindurch, verscheuchte das Kampfgetümmel brave Leute von ihrer Feldarbeit. Von alldem hörte man lange nichts im Tale. Aber schließlich drängte einer der Anführer sein Heer in Eilmärschen über den Paß, und nun strömten drei Tage lang Reiter und Fußmannschaften, Kanonen und Wagen, Trommeln und Fahnen abwärts, immer abwärts an der Mühle vorbei. Bei Tage stand der Knabe da und schaute dem Vorbeimarsch zu, und der rhythmische Tritt, die fahlen, rauhen, um die Augen herum eingefallenen Gesichter, die verschmutzten Uniformen und die zerfetzten Fahnen erweckten in ihm ein Gefühl des Unbehagens, des Mitleids und des Staunens. Bei Nacht aber, wenn er im Bette lag, hörte er noch, wie die Kanonen polterten, die Füße trampelten und die große Heermasse sich weiterwälzte, abwärts, an der Mühle vorbei.

Niemand im Tale hat jemals wieder etwas über das Schicksal des Zuges gehört, denn man lebte in einer bewegten Zeit zu weit abseits vom Wege der Tagesneuigkeiten. Will aber fiel Eines ganz deutlich auf: nicht ein einziger Mann kam zurück. Wohin waren alle gegangen? Wohin zogen wohl alle die Wanderer und Hausierer? Wohin eilten die Reisewagen mit den hintenauf stehenden Dienern? Wohin trieb es das ständig abwärts fließende Wasser des Flusses, dem sich immer wieder

neues von oben nachdrängte? Selbst der Wind wehte viel öfter abwärts durch das Tal als aufwärts und trieb im Herbst die toten Blätter abwärts vor sich her. Es schien eine Verschwörung zwischen den lebenden und den toten Dingen zu bestehen: alles, alles zog abwärts, leicht und munter abwärts, und nur er, so wollte ihm scheinen, mußte zurückbleiben wie ein am Wege eingetriebener Pfahl. Erfreuen konnte er sich manchmal nur an den Fischen, die ihre Köpfe stromaufwärts gerichtet hielten. Sie wenigstens blieben ihm treu, während alles andere abwärts eilte zur unbekanntenen Welt.

Eines Abends fragte Will den Müller, wohin der Fluß ginge. „Der fließt das Tal hinab“, antwortete er, „und treibt eine große Menge Mühlen — zehn Dutzend Mühlen sagt man — von hier bis Unterdeck und wird nimmer müde darob. Und dann zieht er hinaus in die Ebene und bewässert das große Kornland, und durch viele schöne Städte geht er, wo Könige ganz allein in großen Palästen wohnen, mit einer Schildwache vor dem Tore, die auf und ab geht. Und unter Brücken fließt er durch, auf denen Menschen aus Stein stehen, die ganz wunderlich zum Wasser hinunterlächeln. Lebendige Menschen stützen sich auf die Brückengeländer und schauen darüber hinab. Und dann geht er weiter und weiter abwärts durch Marschen und Dünen, bis er zuletzt ins Meer versinkt, wo die Schiffe fahren, die Papageien und Tabak von Indien herüberbringen. Ja, ja, er hat noch einen langen Weg vor sich, wenn er hier singend über unser Wehr geht — gesegnet sei er!“

„Und was ist das Meer?“ fragte Will.

„Das Meer!“ rief der Müller aus, „Herr, sei uns gnädig! Das ist das Größte, was Gott gemacht hat! Dort fließt alles Wasser der Welt in einem großen Salzsee zusammen. Da liegt es, glatt wie meine Hand und unschuldig wie ein Kind. Aber wenn

der Wind weht, sagt man, hebt es sich auf zu Wasserbergen, höher als unsere Mühle, und verschlingt gewaltig große Schiffe, größer als unsere Mühle, und dann tobt und heult es so sehr, daß man es meilenweit entfernt auf dem Lande noch hören kann. Riesige Fische sind darin, fünfmal größer als ein Bulle, und eine alte Schlange, so lang wie unser Fluß und so alt wie die ganze Welt, mit einem Backenbart wie ein Mann und einer Silberkrone auf dem Kopfe."

So etwas hatte Will noch nie gehört, und er fuhr fort, Frage auf Frage zu stellen über die Welt, die fern unten am Flusse lag mit all ihren Gefahren und Wundern, bis schließlich der alte Müller selber ganz warm dabei wurde, den Knaben bei der Hand nahm und ihn zur Anhöhe hinaufführte, von wo aus man das Tal und die Ebene überschauen kann. Die Sonne stand nahe vor ihrem Untergang und hing tief am wolkenlosen Himmel. Alles lag vor ihnen klar und strahlend in goldigem Licht. Will hatte noch niemals in seinem Leben in eine so große Welt geschaut. Er stand da mit weit aufgerissenen Augen. Er konnte die Städte sehen, die Wälder, die Felder, die schimmernden Windungen des Flusses und ganz in der Ferne den Rand der Ebene, an den der strahlende Himmel stieß. Ein überwältigendes Gefühl ergriff Leib und Seele des Knaben. Sein Herz schlug so heftig, daß er nicht atmen konnte. Das Bild verschwamm vor seinen Augen. Es kam ihm vor, wie wenn sich die Sonne um und um drehte und dabei fabelhafte Formen von sich schleuderte, die mit Gedankenschnelle verschwanden und sofort wieder durch andere ersetzt wurden. Will bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und brach in heftiges Weinen aus. Der alte Müller wußte sich in seiner Verwirrung und tiefen Enttäuschung kaum zu helfen. Er nahm schließlich den Knaben auf die Arme und trug ihn schweigend nach Hause.

Von diesem Tage an erfüllten Will neues Hoffen und Verlangen. Immer war da etwas, das ihm am Herzen zupfte. Da war das fließende Wasser, das seine Wünsche mit sich forttrug, wenn er an dem rastlosen Flusse saß und träumte. Da war der Wind, der ihn mit aufmunternden Zurufen grüßte, wenn er über die hohen Baumwipfel dahinsauste. Zweige wiesen talabwärts. Die offene Straße, die sich immer eiliger um die Biegungen herumwand und weit unten ganz verschwand, quälte ihn mit Verheißungen. Er verbrachte lange Stunden auf der Anhöhe damit, dem Flußlauf hinunter zu folgen bis ins weite Flachland, und er beobachtete die Wolken, die träge vorbeisegelten und ihre dunkelblauen Schatten auf der Ebene nachzogen. Oder er bummelte auf der Straße herum und verfolgte mit sehnsüchtigen Blicken die Wagen, die den Fluß entlang abwärts ratterten. Was es auch immer sein mochte, jedes Ding, das jenen Weg ging, ob Wolke oder Wagen, Vogel oder helles Wasser im Flusse — er fühlte, wie sein Herz allem in erregtestem Verlangen nachflog.

Die Gelehrten sagen uns, daß alle die Wagnisse der Seefahrer, alle die mit ihrem Staub und ihren Fabeln die alte Geschichte verwirrenden Hin- und Herwanderungen von Völkerstämmen keinem tieferen Drang entsprungen sein sollen als dem Gesetze des Angebotes und der Nachfrage und einem gewissen natürlichen Instinkt für angenehme Lebensbedingungen. Eine solche Erklärung muß jedem tiefer Denkenden schal und ärmlich erscheinen. Die Völker, die aus dem Osten und Norden hereinbrachen, wurden, selbst wenn andere sie von hinten weiterdrängten, zu gleicher Zeit von dem magischen Einfluß des Südens und Westens angezogen. Der Ruhm anderer Länder war zu ihnen gedungen. Der Name der Ewigen Stadt erklang in ihren Ohren: das waren keine Kolonisatoren sondern Pilger.

Sie zogen dem Weine, dem Golde und dem Sonnenschein entgegen. Ihr Sinnen aber war auf Höheres gerichtet. Jene göttliche Rastlosigkeit, jene uralte, die Menschheit ewig plagende Not, die alles große Schaffen und alles traurige Mißlingen verursacht, der Trieb, der Ikarus die Flügel anlegen hieß, derselbe, der den Columbus in den einsamen Atlantischen Ozean hinaus sandte, beseelte und kräftigte diese Barbaren auf ihren gefahrvollen Zügen. Eine alte Erzählung gibt ihrem Suchen tiefen Ausdruck: darnach begegnete eine eilige Schar solcher Wanderer einem uralten Manne, der Schuhe aus Eisen trug. Der Alte fragte sie, wohin sie gehen wollten, und einstimmig antworteten sie: „Zur Ewigen Stadt!“ Da betrachtete er sie sehr ernst und sprach dann: „Ich habe den größten Teil der Welt nach ihr abgesucht. Drei solcher Paare Schuhe, wie ich hier an den Füßen trage, habe ich auf dieser Pilgerfahrt schon verschlissen, und das vierte wird jetzt dünn unter meinen Fußsohlen. Und in all der langen Zeit und Wanderung habe ich die Stadt nicht finden können.“ Darauf wandte er sich ab und ging allein seines Weges. Staunend blickten ihm die andern nach.

Der Stärke von Wills Verlangen nach der Ebene gleicht dies jedoch kaum. Er hatte ein Gefühl, wie wenn sein Schauen klarer und reiner, sein Gehör feiner und selbst sein Atmen eine Bereicherung werden müßte — wenn er nur weit genug dort hinausziehen könnte. Verpflanzt fühlte er sich, und er mußte verdorren an diesem Orte, wo er jetzt lebte. In fremdem Lande lag er krank darnieder vor Sehnsucht nach seiner wahren Heimat. Stück für Stück reihte er sich vereinzelte Begriffe von der Welt dort unten aneinander: vom Fluß, der immer rege und immer anwachsend zuletzt in den majestätischen Ozean hinaustrieb; von den Städten voll lebhafter und schöner Menschen,

sprühender Fontänen, von Musikkapellen, von Marmorpalästen und von künstlichen Goldsternen, die des Nachts alles überstrahlten. Er stellte sich die großen Kirchen vor, die weisheitsvollen Universitäten, die tapferen Heere, die in Gewölben aufgehäuften, unzählbaren Schätze und ahnte etwas von der Lasterhaftigkeit, mit der sich Leute am hellichten Tage spreizten, und vom unbarmherzigen, schnellen Mord zur Mitternachtsstunde. Es wurde gesagt, daß er wie ein Heimwehkranker war: doch das gibt noch nicht das richtige Bild. Er war wie jemand, der in halbklarer, noch formloser Vorexistenz lag und die Hände verlangend dem vielfarbigem, vieltönigen Leben entgegenstreckt. Es sei doch kein Wunder, wenn er sich unglücklich fühlte, so erzählte er wohl den Fischen, die doch wenigstens in ihrem Lebenslement sein durften und nach nichts weiter verlangten als nach Würmern, fließendem frischem Wasser und einem Loch in der Uferböschung. Da war er doch noch ganz anders veranlagt, voll hochgerichteter Wünsche und Verlangen, bis in die Fingerspitzen angefüllt mit prickelndem Tatendrang, mit schaulustigen Augen, denen die ganze bunte Welt nicht Bilder genug bieten konnte. Das wirkliche Leben, der echte, strahlende Sonnenschein begann erst weit draußen in der Ebene. Oh! Nur ein einziges Mal dieses Sonnenlicht erschauen zu können vor dem Tode! In diesem goldleuchtenden Lande mit wachen Sinnen zu leben! Die herrlichen Sänger und die weihevollen Kirchenglocken zu hören und in den prunkvollen Gärten herumzuspazieren! „Ach, ihr dummen Fische“, rief er dann wohl aus, „wenn ihr nur eure Nasen stromabwärts wenden wolltet, ihr könntet ja so leicht in die märchenhaften Gewässer gelangen, die mächtigen Schiffe gleich Wolken über eure Köpfe dahinfahren sehen und die Musik der großen Wasserberge den ganzen Tag lang über euch rauschen hören!“

Aber die Fische glotzten beharrlich stromaufwärts, bis Will kaum noch wußte, ob er lachen oder weinen sollte.

Bisher war der Verkehr auf der Talstraße Will wie ein vorbeiziehendes Bild erschienen. Wohl hatte er ab und zu mit einem Wanderer Grüße gewechselt oder einen alten Herrn mit einer Reisemütze an einem Wagenfester gesehen; doch meistens war ihm alles wie ein Symbol vorgekommen, das er, als abseits Stehender, nicht ohne gewisse mißtrauische Gefühle betrachtete. Endlich kam dann eine Zeit, wo sich das ändern sollte. Der Müller, der etwas aufs Geld aus war und der sich keine Gelegenheit entgehen ließ, einen ehrlichen Profit zu machen, richtete einen Teil der Mühle als kleine Wirtschaft ein, und als ihm bald darauf zufällig durch Glück einige größere Gewinne zufielen, baute er Pferdeställe und wurde schließlich Postmeister des Talweges. Nun mußte Will die Gäste bedienen, die ihre Mahlzeiten in einer Laube am oberen Ende des Mühlgartens einnahmen; und da spitzte er denn, während er die Omlette auftrug oder den Wein aufstellte, fein die Ohren und erfuhr viel Neues über die Welt draußen. Ja, er geriet sogar oft mit den einzelnen Gästen in Unterhaltung, gewann sich durch höfliche Aufmerksamkeit ihre Zuneigung und befriedigte durch geschickt gestellte Fragen seinen eigenen Wissensdrang. Viele Gäste beglückwünschten das alte Paar zu dem jungen Gehilfen, und ein Professor wollte ihn sogar gern mitnehmen und in der Stadt ordentlich erziehen lassen. Darüber waren die Müllersleute mächtig erstaunt und noch mehr erfreut. Sie fanden, daß sie gut daran getan hatten, die Gastwirtschaft einzurichten. „Siehst du“, sagte eines Tages der Alte, „er hat eine Art Talent zum Gastwirt; er würde niemals zu etwas anderem getaugt haben!“ Und so ging das Leben im Tale weiter, zur hohen Befriedigung aller — außer Will's. Jeder Wagen, der das

Gasthaus verließ, schien ein Stück von Will mit fortzunehmen, und wenn Leute ihm zum Scherz ein Plätzchen anboten, konnte er seine Erregung nur mit Mühe beherrschen. Nacht für Nacht träumte er, daß still-eilige Diener ihn weckten, daß ein prächtiger Wagen am Tore seiner harrte, um ihn in die Ebene hinabzubringen; Nacht für Nacht — bis der Traum, der ihm anfangs nur wie eine Belustigung vorkam, eine ernstere Färbung annahm und die nächtlichen Aufforderungen sowie der wartende Wagen in seiner Vorstellung zu einem Etwas wurden, dem er mit Furcht und mit Hoffnung zugleich entgegensah.

Eines Tages, als Will sechzehn Jahre alt war, kam bei Sonnenuntergang ein behäbiger junger Mann, der übernachten wollte. Er machte den Eindruck eines zufriedenen Burschen mit lustigen Augen, der für sein Gepäck nur einen Rucksack brauchte. Während das Nachtessen zubereitet wurde, setzte er sich in die Laube und zog ein Buch hervor. Als er aber Will ein wenig beobachtet hatte, legte er das Buch wieder weg: er gehörte offenbar zu jenen, die lebendige Menschen denen, die aus Papier und Tinte geschaffen waren, vorzog. Will seinerseits, den der Fremde anfangs nicht sonderlich interessiert hatte, fand bald rechten Gefallen an dem, was er sagte; denn er bemerkte guten Humor und gütiges Verstehen daran, und bald bekam er große Achtung vor dem Charakter und der Klugheit seines Gastes. Bis tief in die Nacht hinein saßen sie beisammen, und gegen zwei Uhr morgens öffnete Will dem jungen Manne sein Herz und sagte ihm, wie stark sein Verlangen sei, das Tal zu verlassen, und was für große Hoffnungen er auf die Städte in der Ebene setzte. Der junge Mann pfiff erst leise vor sich hin und begann dann zu lächeln.

„Mein junger Freund“, sagte er hierauf, „du bist sicherlich ein wissensdurstiges Kerlchen und verlangst nach vielem, was

du nie bekommen wirst. Ha! Du würdest dich wohl schämen wenn du wüßtest, wie viele kleine Burschen in diesen deinen Märchenstädten nach einem ähnlichen Unsinn trachten und ihre Herzen mit dem Wunsche zermartern, hinauf in die Berge zu gelangen. Ich kann dir nur sagen, daß die Leute, die in die Ebene hinabgehen, sich gar bald wieder wehmütig nach ihrer Bergheimat zurücksehnen. Die Luft ist dort nicht klarer. Von den schönen Männern und Frauen werdet ihr viele in Lumpen herumgehen und von scheußlichen Gebrechen verunstaltet sehen. Und eine Stadt gar ist ein so harter Aufenthaltsort für arme und empfindsame Leute, daß viele es vorziehen, freiwillig den Tod zu suchen."

„Sie müssen mich für ziemlich einfältig halten“, antwortete Will. „Wenn ich auch noch niemals aus diesem Tale herausgekommen bin, so habe ich doch mit offenen Augen hier gelebt. Ich weiß wohl, wie ein Wesen vom andern lebt: wie, zum Beispiel, ein Fisch dem andern im Strudel auflauert und der Hirte das Lamm — so hübsch das Bild auch ist — heimträgt, um es zu verzehren. Ich erwarte gar nicht, daß in den Städten alles gut und richtig ist. Daran stoße ich mich nicht; vor langer Zeit mag ich das einmal getan haben. Aber trotzdem ich immer hier gelebt habe, konnte ich in den letzten Jahren durch vieles Fragen allerlei erfahren — sicherlich genug, um von meinen früheren Vorstellungen geheilt worden zu sein. Aber Sie werden doch nicht wollen, daß ich hier sterbe wie ein Kettenhund, dahinlebe, ohne alles gesehen zu haben, was man sehen kann, ohne alles getan zu haben, was ein Mensch tun kann, sei es Gutes oder Schlimmes? Möchten Sie wohl, daß ich alle meine Tage hier zwischen dieser Straße und jenem Fluß verbringe, ohne auch nur den Versuch zu machen, mich aufzuraffen und mein eigenes Leben zu gestalten? Lieber würde ich auf der Stelle sterben“,

rief er aus, „als hier noch länger so herumzulungern wie bis jetzt!“

„Tausende von Menschen leben und sterben wie du und sind dennoch glücklich“, erwiderte der junge Mann.

„Ach!“ stieß Will aus, „wenn es Tausende gibt, die gern so leben wollen — warum kann nicht einer von ihnen meinen Platz hier einnehmen?“

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Nur eine Hängelampe beleuchtete den Tisch und die Gesichter der beiden, und die Blätter am Laubeneingang hoben sich wie erleuchtete grüne Zeichnungen auf dem dunkelblauen Grunde des Nachthimmels ab. Der behäbige junge Mann stand auf und trat, Will am Arm nehmend, hinaus unter den freien Himmel.

„Hast du jemals die Sterne betrachtet?“ fragte er und wies nach oben.

„Oft, schon oft“, antwortete Will.

„Und weißt du, was sie sind?“

„Vieles habe ich mir dabei gedacht.“

„Sie sind Welten wie die unsrige“, sagte der junge Mann. „Manche sind kleiner, viele millionenmal größer, und einige der kleinen Lichtpunkte, die du siehst, sind nicht nur Welten, sondern sie gehören zu ganzen Schwärmen von Welten, die sich im All umeinander bewegen. Von keiner wissen wir, was sie birgt: vielleicht die Antworten auf alle unsere Fragen oder das Heilmittel für alle unsere Leiden. Und doch können wir sie niemals erreichen. Die kundigsten Menschen vermögen nicht ein Fahrzeug zu bauen, mit dem wir fähig wären, auch nur zum nächsten unserer Nachbarn zu gelangen, und das längste Menschenleben würde zu einer Reise dorthin nicht ausreichen. Große Schlachten mögen verloren oder ein teurer Freund uns dahingeschieden sein, ob Schwermut uns niederdrückt oder ob wir voll

hellster Freude sind: dort oben stehen sie und leuchten unbetroffen. Wir könnten hier unten wie eine ganze Armee zusammenstehen und zu ihnen emporschreien, bis uns das Herz zerspringt: nicht ein Laut davon wird sie erreichen. Wenn wir auf den höchsten Berg steigen, sind wir ihnen nicht näher. Alles, was wir tun können, ist hier unten im Garten stehen und den Hut abnehmen. Die Sterne werden auf unsere Häupter herniederleuchten, und an der Stelle, wo mein Kopf schon etwas kahl ist, wirst du ein schwaches Schimmern wahrnehmen: der Berg und die Maus. Das ist wohl alles, was wir jemals mit Arc-turus und Aldebaran gemein haben werden. Kannst du hieraus ein Gleichnis ziehen?" fuhr er fort und legte die Hand auf Wills Schulter. „Ein Gleichnis ist noch keine Begründung, doch meistens ist es bedeutend überzeugender als eine solche."

Will ließ den Kopf etwas hängen, und dann sah er noch einmal zum Himmel empor. Die Sterne schienen sich zu verviel-fältigen und in noch stärkerem Glanz zu erstrahlen, und als er den Blick immer höher und höher richtete, kam es ihm vor, wie wenn ihre Zahl ins Ungeheure wuchs.

„Ich sehe ein", sagte er, indem er sich dem jungen Manne zuwandte, „daß wir in einer Mausefalle stecken."

„Etwas von ähnlicher Bequemlichkeit. Hast du jemals beobachtet, wie ein Eichhörnchen in seinem Käfig herumrollt? Und wie daneben ein anderes in philosophischer Ruhe seine Nuß be-nagte? Ich brauche wohl nicht erst noch zu erklären, welches von beiden ein Narr ist!"

Des Pfarrers Margaret.

Nach einigen Jahren starben die Alten, beide im gleichen Winter. Ihr Pflegesohn hatte sie sehr liebevoll betreut und trauerte still um sie, nachdem sie dahingegangen waren. Die Leute, die von Wills Wandertrieb wußten, glaubten nun, er würde sogleich seinen Besitz verkaufen und talwärts wandern, um sein Glück zu versuchen. Offenbar lag aber so etwas Will nicht im Sinn. Im Gegenteil, denn er ließ das Gasthaus noch besser herrichten und nahm einige Knechte und Mägde an, die ihm in der Wirtschaft zur Hand gingen. Und da blieb er: freundlich, gesprächig und doch schwer zu durchschauen, ein junger Mann mit angenehmer Stimme und einer eisernen Gesundheit, fast zwei Meter groß. Er kam bald in der Gegend in den Ruf eines etwas wunderlichen Kauzes. Das war auch nicht weiter erstaunlich, denn er war stets voller Einfälle und stellte die selbstverständlichsten Dinge in Frage. Was ihn aber am meisten ins Gerede brachte, waren die sonderbaren Umstände bei seiner Werbung um des Pfarrers Margaret.

Des Pfarrers Margaret war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, als Will etwa dreißig sein mochte. Sie sah gut aus und war viel besser erzogen als irgendein anderes Mädchen der Gegend, wie dies schon ihre Herkunft erwarten ließ. Sie trug das Köpfchen recht hoch und hatte schon mehrere Heiratsanträge mit großartiger Miene abgewiesen, was ihr von den Nachbarn etwas hart angerechnet wurde. Im Grunde aber war sie

ein braves Mädchen, das einen Mann wohl hätte glücklich machen können.

Will hatte bisher nicht viel von ihr gesehen. Lagen Kirche und Pfarrhaus auch nur zwei Kilometer von seiner Haustüre entfernt, so bemerkte man ihn doch jeweils nur an Sonntagen dort. Nun traf es sich aber, daß das Pfarrhaus baufällig wurde und neu hergerichtet werden mußte, und deshalb quartierten sich der Pfarrer und seine Tochter für etwa einen Monat zu sehr bescheidenem Preis in Wills Gasthaus ein. Als Besitzer der Wirtschaft jedoch und der Mühle und als Erbe der Ersparnisse des alten Müllers galt unser Freund in der ganzen Gegend als ein vermögender Mann, und außerdem kannte man seine Umgänglichkeit und Klugheit: zwei Eigenschaften, die bei einer Ehe als Mitgift nicht zu verachten sind. Die böswilligeren Leute verbreiteten daher hämisch die Meinung, daß der Pfarrer und seine Tochter ihre zeitweilige Unterkunft nicht ohne Vorbedacht gewählt hätten. Will aber war ungefähr der Letzte auf der Welt, den man durch Verlockungen oder Drängen hätte zur Ehe bewegen können. Ein einziger Blick in seinen Augen, die klar und tief waren wie eine See und dabei wie von innerem Licht erleuchtet schienen, ließ erkennen, daß dieser Mann sehr wohl wußte, was er wollte, und daß er unerschütterlich daran festhalten würde. Auch Margaret, mit ihrem geraden, festen Blick und ihrem sicheren und ruhigen Wesen machte keinen schwächlichen Eindruck. Es konnte die Frage sein, ob sie Will nicht an Festigkeit noch überlegen war und wer von beiden in einer Ehe die Schlüssel geführt haben würde. Aber Margaret hatte nie an so etwas gedacht und begleitete ihren Vater in vollkommener Unbefangenheit und Unschuld.

Es war noch so früh im Jahre, daß Will nur seltene, vereinzelte Gäste hatte. Aber der Flieder blühte schon, und das

Wetter war so mild, daß die kleine Gesellschaft das Mittagessen in der Laube einnehmen konnte, wo das Gehölz umher vom Vogelgesang erschallte und das Raunen des Flusses im Ohre klang.

Will hatte bald eine besondere Freude an den Mahlzeiten. Der Pfarrer war ein ziemlich langweiliger Gesellschafter, der die Gewohnheit hatte, bei Tisch einzunicken; aber nie kam ein unhöfliches oder barsches Wort über seine Lippen. Des Pfarrers Töchterlein aber verstand es, sich aufs anmutigste ihrer Umgebung anzupassen, und alles, was sie sagte, erschien so tref fend und reizvoll, daß Will einen hohen Begriff von ihren Gaben bekam. Wenn er sich etwas vorlehnte, sah er ihr Gesicht gegen einen Hintergrund von aufsteigendem Tannenwald, ihre Augen leuchteten friedlich, ihr Haar wurde vom Licht eingeraht wie von einem feinen Shawl, etwas, das man kaum ein Lächeln nennen konnte, spielte auf ihrem zarten Gesicht, und Will konnte sich nicht enthalten, sie mit angenehmer Ergriffenheit zu betrachten. Selbst in ihren stillsten Augenblicken war sie so in sich abgeschlossen und bis in die Fingerspitzen, ja bis in die Falten ihres Kleides hinein so voller Leben, daß alles andere Erschaffene im Vergleich zu ihr nichtig erschien, und wenn Will von ihr weg auf die Umgebung blickte, kamen ihm die Bäume leblos und bedeutungslos vor, hingen die Wolken wie tote Dinge am Himmel, und sogar der Zauber der Bergspitzen verlor seine Wirkung. Das ganze Tal war nicht so schön wie dieses eine Mädchen.

Will war immer ein aufmerksamer Beobachter seiner Mitmenschen gewesen, aber bei Margaret wurde sein Beobachten geradezu peinlich eifrig. Er lauschte allem, was sie sagte, und las gleichzeitig in ihren Augen den unausgesprochenen Kommentar dazu. Manches freundliche, einfache und aufrichtige

Wort fand ein Echo in seinem Herzen. Er erkannte eine Seele, die ohne Zweifel und ohne Wünsche schön im eigenen Gleichgewicht ruhte, ganz von Frieden erfüllt. Ihre Gedanken waren nicht von ihrer Erscheinung zu trennen. Die Bewegungen ihrer Hände, der ruhige Klang ihrer Stimme, das Leuchten der Augen und die Linien ihres Körpers waren völlig im Einklang mit ihren ernstesten, sanftesten Worten, wie eine Begleitung, welche die Stimme des Sängers unterstützt und das Lied ergänzt. Der Eindruck, den sie machte, war ein unteilbares, unerklärliches Ganzes, das man nur mit Dank und Freude hinnehmen konnte. Ihre Gegenwart rief Will ein Stück seiner Kindheit zurück, und die Vorstellung von ihr vereinigte sich in seinem Geiste mit der von der Dämmerung, des fließenden Wassers, der ersten Veilchen und Syringen. Es ist eine Eigenschaft der Dinge, die man zum ersten Male oder, wie die Frühlingsblumen, zum ersten Male wieder nach langer Zeit sieht, die ganze Schärfe des Wahrnehmungsvermögens und zugleich jenes Gefühl geheimnisvoller Fremdheit zu erwecken, das meist im zunehmenden Alter verschwindet. Der Anblick eines geliebten Gesichts aber erneuert das Wesen eines Menschen vom Grunde aus.

Eines Tages ging Will nach dem Mittagessen in den Tannen spazieren. Eine ernste Glückseligkeit erfüllte ihn vom Kopf bis zu den Fußspitzen, so daß er beständig vor sich hin- und der Landschaft zulächeln mußte. Das Wasser plätscherte in hübschen Windungen um die Schrittsteine herum. Ein Vogel sang laut im Walde. Die Bergkuppen nahmen sich unermesslich hoch aus und schienen ihn mit wohlwollender, aber erhabener Neugier zu beobachten. Sein Weg führte ihn zum Hügel, von dem aus er die Ebene überschauen konnte, und da setzte er sich auf einen Stein und versank in tiefe, angenehme Gedanken. Vor ihm lag die Ebene mit dem silbernen Flusse; alles war voll gro-

ßer Ruhe, nur ein Vogelschwarm stieg auf, senkte sich wieder und beschrieb seine Kreise in der Luft. Er sagte mehrmals Margarets Namen laut vor sich hin. Der Klang erfreute sein Ohr. Er schloß die Augen, und da erschien ihr Bild vor ihm in ruhigem Glanze, begleitet von guten Gedanken. Der Fluß mochte ewig weit fließen, der Vogelschwarm höher und höher fliegen bis zu den Sternen hinauf: das schien ihm nun nur noch eitles Bemühen; denn er, der ohne einen Fuß zu rühren still in seinem Tale gewartet, hatte nun hier das schönere Sonnenlicht gefunden.

Am nächsten Tage machte Will über den Mittagstisch hinweg eine Art Erklärung, während der Pfarrer gerade seine Pfeife stopfte.

„Fräulein Margaret“, sagte er, „ich habe noch niemanden gekannt, den ich so gern gehabt habe wie Sie. Ich bin für gewöhnlich ein stiller, zurückhaltender Mensch, nicht aus Mangel an Herzenswärme, sondern durch meine eigentümliche Art, zu denken. Es ist, wie wenn ein Abstand zwischen mir und den Menschen bleibt; es ist, wie wenn ein Kreis um mich herum gezogen wäre, der alle von mir abschließt — außer Ihnen. Ich höre die andern wohl reden und lachen; aber Sie kommen mir ganz nahe. Könnte es sein, daß Ihnen dies unlieb wäre?“ fragte er.

Margaret gab keine Antwort.

„Sprich doch, Mädchen!“ sagte der Pfarrer.

„Nicht doch“, entgegnete Will, „ich möchte sie nicht drängen, Herr Pfarrer. Ich habe selber einen Knoten in der Zunge, was ich sonst gar nicht gewöhnt bin, und sie ist doch nur ein Mädchen und kaum, wenn man es bedenkt, mehr als ein Kind. Von mir glaube ich, soweit ich verstehen kann, was die Leute damit meinen, daß ich wohl bin, was man verliebt nennt. Ich

möchte mich nicht bindend erklären, denn vielleicht irre ich mich. Doch es scheint mir, daß es so um mich steht. Und wenn das Fräulein etwa anders fühlt als ich, dann ist sie wohl so freundlich, den Kopf zu schütteln."

Margaret schwieg und tat, wie wenn sie nichts gehört hätte.

„Wie deuten Sie das, Herr Pfarrer?“ fragte Will.

„Das Mädchen muß sprechen“, antwortete der Pfarrer und legte seine Pfeife weg. „Hier ist unser Nachbar und sagt, er liebe dich, Grete. Liebst du ihn auch, he? — Ja oder nein?“

„Ich glaube — ja“, sagte Margaret leise.

„Schön, mehr kann ich mir ja gar nicht wünschen!“ rief Will herzlich. Und dann nahm er über den Tisch weg ihre Hand und hielt sie einen Augenblick mit großer Genugtuung in seinen beiden.

„Ihr müßt heiraten“, bemerkte der Pfarrer und steckte seine Pfeife wieder an.

„Glauben Sie, daß dies das Rechte ist?“ fragte Will.

„Es ist unerläßlich“, erklärte der Pfarrer.

„Also gut“, antwortete der Freier.

Zwei oder drei Tage vergingen nun Will aufs schönste, obgleich ein Zuschauer kaum etwas bemerkt haben würde. Er saß auch weiterhin beim Essen Margaret gegenüber und unterhielt sich mit ihr, in Gegenwart des Vaters, und schaute sie an. Aber er machte keinen Versuch, ihr allein zu begegnen, noch änderte er sein früheres Benehmen ihr gegenüber in irgendeiner Weise. Vielleicht war das Mädchen ein bißchen enttäuscht, und das nicht einmal mit Unrecht. Doch wenn man nicht mehr verlangt, als beständig die Gedanken eines anderen Menschen zu erfüllen und dadurch sein ganzes Leben zu durchdringen und zu beeinflussen, so hätte sie durchaus zufrieden sein können; denn sie kam Will nicht einen Augenblick aus dem Sinn. Er

saß am Wasser und sah zu, wie es sich wirbelte, wie die Fische schwammen und wie sich die Algen lang hinstreckten. Er wanderte allein in den blauen Abend hinaus, wenn die Amseln ringsum im Walde sangen. Er stand ganz früh am Morgen auf und betrachtete den Himmel, wie er sich von Grau in Gold verwandelte und wie das Licht an den Bergspitzen aufflammte, und dabei fragte er sich fortwährend, ob er denn diese Dinge nie vorher gesehen hätte oder wie es zugeing, daß sie ihm jetzt so anders erschienen. Das Rauschen eines Mühlrades oder des Windes in den Bäumen erregte und entzückte sein Herz. Die schönsten Gedanken kamen ihm ungerufen in den Sinn. Er war so glücklich, daß er nachts nicht schlafen konnte, und so rastlos, daß er nur noch in Margarets Nähe stillsitzen konnte. Und doch schien er sie eher zu meiden als aufzusuchen.

Eines Tages, als Will von seinem Spaziergang heimkam, traf er Margaret im Garten beim Blumenpflücken. Nachdem er sie erreicht hatte, ging er langsam neben ihr weiter.

„Haben Sie Blumen gern?“ fragte er.

„O ja, ich liebe sie sehr“, war die Antwort. „Sie nicht?“

„Hm, nein“, erwiderte er, „nicht besonders. Eigentlich sind sie doch nur eine rechte Kleinigkeit. Doch ich kann wohl verstehen, daß jemand sie sehr gern hat, aber ich kann nicht verstehen, daß man das mit ihnen macht, was Sie da tun.“

„Was denn?“ fragte sie, hielt inne und sah zu ihm auf.

„Daß man sie pflückt“, entgegnete er. „Sie haben es viel besser, wo sie sind, und sehen dort noch viel hübscher aus, falls es darauf ankommt.“

„Sie sollen aber mir gehören, damit ich sie an der Brust tragen oder in meiner Kammer bei mir haben kann“, erklärte sie. „Wenn sie hier wachsen, locken sie mich. Sie scheinen zu sagen: „Komm, fange etwas mit uns an!“ Aber sobald ich sie

gepflückt und geordnet habe, ist ihr Zauber gebrochen, und ich kann sie frohen Herzens betrachten.“

„Sie wollen sie besitzen“, fuhr Will fort, „um nicht mehr an sie denken zu müssen. Das ist ungefähr so, wie wenn man die Gans mit den goldenen Eiern schlachtet. Und es ist auch so, wie ich als Junge immer gedacht habe. Weil es mir Freude machte, in die Ebene hinaus zu schauen, wäre ich auch gern hinuntergegangen — und hätte sie nicht mehr überblicken können. War das nicht fein gefolgert? Ja, ja, die guten Leute, wenn sie nur ordentlich darüber nachdenken wollten, so würden sie es alle machen, wie ich es gemacht habe — und Sie würden die Blumen ruhig stehen lassen, gerade so, wie ich hier oben in den Bergen bleibe.“ Hier brach er plötzlich scharf ab. „Herrgott!“ rief er dann ganz unvermittelt aus. Als Margaret fragte, was denn wäre, gab er keine Antwort und ging mit einem ziemlich komischen Ausdruck im Gesicht ins Haus.

Später bei Tisch war Will schweigsam. Als es Nacht geworden war und die Sterne am Himmel aufleuchteten, lief er stundenlang mit ungleichen Schritten im Hof und Garten hin und her. Es war noch Licht hinter Margarets Fenster — ein kleiner rechteckiger Fleck Orange in einer Weite von dunkelblauen Bergen und silbernem Sternenglanz. Wills Sinn war hinter das Fenster gerichtet, aber seine Gedanken waren kaum denen eines Verliebten ähnlich. „Da ist sie nun oben in ihrer Kammer“, dachte er, „und dort oben sind die Sterne — beide seien gesegnet!“ Beide waren gute Einflüsse in seinem Leben; beide beruhigten und bestärkten ihn in seiner tiefen Zufriedenheit mit der Welt. Und was konnte er sich mehr von beiden wünschen? Der behäbige junge Mann und seine Ratschläge waren ihm so gegenwärtig, daß er den Kopf zurückwarf, die Hände an den Mund legte und einen lauten Ruf zum dicht-

besten Himmel emporsandte. Plötzlich, vielleicht infolge der Haltung des Kopfes oder der spontanen Bewegung, kam es ihm vor, als ob eine kurze Erschütterung durch die Sternmasse ging und ein frostiges Licht sich über den ganzen Himmel entlud. In genau demselben Augenblick wurde ein Zipfel am Vorhang des Fensters aufgehoben und sogleich wieder fallen gelassen. Da lachte er ein lautes „Hoho!“ „Eine wie die anderen alle!“ dachte er — die Sterne erheben sich und ebenso der Vorhang. Was für ein großer Zauberer muß ich doch sein! Fast wäre ich zum Narren geworden und auf nette Wege geraten!“ Und dann ging er ins Haus und zu Bett und murmelte dabei wieder vor sich hin: „Fast wäre ich zum Narren geworden!“

Ziemlich früh am nächsten Morgen sah er Margaret wieder im Garten und ging zu ihr hin.

„Ich habe über das Heiraten nachgedacht“, begann er unvermittelt, „und nachdem ich mirs gründlich überlegt habe, bin ich zu der Einsicht gekommen, daß es keinen rechten Sinn hat.“

Für einen Augenblick sah es aus, als wollte sie ihn anfahren, aber sein strahlendes, freundliches Gesicht würde selbst einen Engel aus der Fassung gebracht haben. So schaute sie stillschweigend wieder zu Boden, und er sah, wie sie erbebt.

„Ich hoffe, es wird Ihnen nicht leid sein“, fuhr er, immerhin etwas beklommen, fort. „Das sollte es wirklich nicht. Ich habe mir alles Für und Wider wohl überlegt und kann wahrhaftig keinen rechten Sinn darin finden. So weit meine Weisheit reicht, kann ich nur erkennen, daß wir uns niemals auch nur einen Deut näher kommen könnten als bisher und lange nicht so glücklich sein würden.“

„Es ist ganz überflüssig, mit mir um die Dinge herumreden zu wollen“, sagte sie. „Ich erinnere mich sehr gut daran, daß

Sie sich nicht binden wollten, und nun, wo ich sehe, wie Sie Ihren Irrtum erkannt haben, tut es mir nur leid, mich selbst getäuscht zu haben: denn in Wirklichkeit haben Sie mich gar nicht lieb gehabt.“

„Ich bitte um Entschuldigung“, erwiderte Will mit Festigkeit, „Sie verstehen noch nicht ganz, was ich meine. Ob ich Sie, wie man so landläufig sagt, lieb gehabt habe oder nicht, müssen andere beurteilen. Aber erstens hat sich mein Fühlen für Sie nicht geändert, und zweitens können Sie sich rühmen, mein ganzes Leben und Wesen zu etwas anderem gemacht zu haben, als es früher war. Ich meine ganz, was ich sage, nicht mehr und nicht weniger. Nur kann ich mir nicht vorstellen, daß eine Heirat für uns beide viel Sinn hat. Ich möchte lieber, daß Sie weiterhin bei Ihrem Vater lebten und ich vielleicht ein- oder zweimal in der Woche zu Ihnen hinaufkommen könnte, so, wie man zum Gottesdienst in die Kirche geht — das wäre eine weit glücklichere Lösung für uns beide. Das ist meine Auffassung. Aber wenn Sie dennoch möchten, daß wir heiraten, bin auch ich damit einverstanden.“

„Wissen Sie eigentlich nicht, daß Sie mich mit einem solchen Ansinnen beleidigen?“ brach sie aus.

„Das wollte ich ganz gewiß nicht, Margaret. Ich kann es mit reinstem Gewissen versichern, ganz gewiß nicht“, erwiderte er. „Ich biete Ihnen die wärmste Zuneigung meines Herzens dar — Sie mögen sie annehmen oder ausschlagen, obwohl ich vermute, daß es außerhalb Ihrer und meiner Macht liegt, das, was in mir vorgegangen ist, zu ändern und mich von meinen Vorstellungen wieder zu befreien. Doch ich kann nur immer und immer wieder sagen, Sie würden enttäuscht sein, und darum wäre es am besten, wenn wir gute Freunde bleiben. Wenn ich auch kein lebhafter Mensch bin, so habe ich doch in meinem

Leben viele Beobachtungen machen können. Haben Sie Vertrauen zu mir und nehmen Sie an, was ich Ihnen vorschlage, oder aber, wenn Ihnen ein solches Verhältnis zwischen uns nicht genügt, verlangen Sie von mir, daß ich Sie heirate, und ich werde es ohne Zögern tun."

Es entstand eine lange Pause, während der Will anfang, unsicher zu werden, worüber ein leiser Ärger in ihm aufkam.

„Mir kommt es vor, wie wenn Sie zu stolz sind, um auszusprechen, was Sie sagen wollen," hub er wieder an. „Glauben Sie mir, das wäre schade! Eine offene Aussprache macht das Leben einfach. Kann ein Mann einer Frau gegenüber gerader und ehrlicher sein, als ich es jetzt gewesen bin? Ich habe Ihnen gesagt, was ich sagen mußte, und Ihnen dann die Entscheidung freigestellt. Wollen Sie mich heiraten? Oder wollen Sie die angebotene Freundschaft annehmen, was ich für das Bessere halte? Oder haben Sie für immer genug von mir? Sagen Sie mir doch, um Gotteswillen! Sie wissen doch, daß Ihr Vater gesagt hat, ein Mädchen soll in diesen Dingen aussprechen, was es denkt."

Sie schien ihre Fassung wieder zu gewinnen, wandte sich um, ohne ein Wort zu verlieren, schritt schnell durch den Garten und verschwand im Hause, während Will verwirrt über die Unentschiedenheit des Ergebnisses zurückblieb. Dann begann er im Garten auf und ab zu laufen, wobei er leise vor sich hinpfiff. Zuweilen blieb er stehen und betrachtete den Himmel und die Berggipfel. Dann ging er an das Mühlwehr hinunter, setzte sich auf die Steinbrüstung und starrte albern ins Wasser. Diese ganze Unsicherheit und Erregung war seiner Natur und dem Leben, das er mit Entschlossenheit für sich gewählt hatte, so fremd, daß er anfang zu bedauern, Margaret und ihren Vater bei sich aufgenommen zu haben. „Schließlich war ich doch so glücklich, wie ein Mensch nur sein kann", dachte er, „und ich

konnte hier herumgehen und, wenn ich wollte, den ganzen Tag lang meine Fische beobachten, und ich stand so sicher und zufrieden da wie meine alte Mühle."

Margaret sah ganz hübsch und ruhig aus, als sie zum Essen kam, und kaum saßen alle drei bei Tisch, als sie, die Augen auf ihren Teller gerichtet und ohne jedes Anzeichen von Verlegenheit oder Kummer, anfang, ihrem Vater eine kleine Rede zu halten.

„Vater“, begann sie, „Herr Will und ich haben über unsere Angelegenheiten gesprochen. Wir sehen ein, daß wir uns beide über unsere Gefühle geirrt haben, und er ist auf meine Bitte hin bereit, den Gedanken an eine Heirat aufzugeben und nichts weiter als mein sehr guter Freund zu sein wie früher. Du siehst, es liegt keinerlei Streit vor, im Gegenteil, ich hoffe, daß wir in Zukunft recht viel von einander sehen werden, denn sein Besuch wird uns immer willkommen sein. Du mußt es natürlich am besten wissen, Vater, ob es unter diesen Umständen nicht besser ist, wenn wir nun Herrn Wills Haus verlassen. Ich glaube, daß wir immerhin nach dem, was vorgefallen ist, für einige Tage keine besonders angenehme Hauskameraden sein werden.“

Will, der sich von Anfang an nur mühsam beherrschen konnte, brach hier in ein unartikulierte Geräusch aus und erhob eine Hand mit dem Ausdruck ehrlicher Bestürzung, wie wenn er sich einmischen und widersprechen wollte. Aber ein hastiger Blick von Margaret und ihr ärgerliches Erröten zügelten ihn sofort.

„Sie erlauben wohl, daß ich die Dinge auf meine eigene Art und Weise darstelle“, sagte sie nur noch.

Will wurde durch die Nachdrücklichkeit ihrer Erklärung und den Ton ihrer Stimme ganz aus der Fassung gebracht. Er

schwieg still und kam zu dem Beschluß, daß in diesem Mädchen etwas stecken müsse, das über sein Verständnis hinausging, worin er vollkommen recht hatte.

Der arme Pfarrer aber war ganz geknickt. Er versuchte zu beweisen, daß dies nur die üblichen Liebeshändel seien, die noch vor dem Zubettgehen beigelegt sein würden, und als er aus dieser Verschanzung vertrieben wurde, fing er an darzulegen, daß da, wo kein Streit sei, auch kein Grund zu einer Trennung vorliegen könne. Der gute Mann schätzte das Gasthaus nicht minder als den Wirt. Es war ergötzlich anzusehen, wie das Mädchen die beiden Männer regierte: sie sprach die ganze Zeit sehr wenig, und das sehr ruhig, und wickelte sie dennoch um den Finger. Mit echt weiblichem Takt und Feldherrngenie lenkte sie ihre zwei Opfer genau dahin, wo sie diese haben wollte. Es schien kaum ihr Tun zu sein — es war, wie wenn sich ganz zufällig alles so gefügt hätte — daß sie und ihr Vater noch an demselben Nachmittage auf einem Bauernwagen davonfuhren, um in einem anderen, weiter talabwärts gelegenen Weiler zu warten, bis ihr Haus wieder für sie bereit war. Aber Will hatte scharf aufgepaßt und Margarets Gewandtheit und Entschlossenheit wohl bemerkt.

Als er nun wieder allein war, hatte er über mancherlei merkwürdige Dinge nachzudenken. Zunächst fühlte er sich recht niedergeschlagen und einsam. Sein Leben hatte auf einmal alles Interesse verloren, und er konnte zu den Sternen emporsehen, solange er wollte, diesmal spendeten sie ihm weder Hilfe noch Trost. Außerdem brachte ihn Margaret innerlich in Aufruhr. Ihr Verhalten hatte ihn befremdet und gereizt, trotzdem mußte er sie bewundern. Er glaubte in dieser stillen Seele einen schönen, aber auch etwas eigenwilligen Engel zu erkennen, den er nicht vermutet hatte. Es wurde ihm klar, daß

eine solche Eigenschaft nicht recht zu der kunstvoll aufgebauten Ruhe seines eigenen Lebens passen würde, aber dennoch konnte er den heißen Wunsch, dieses Wesen zu besitzen, nicht ganz unterdrücken. Es ging ihm wie einem Menschen, der lange im Schatten gelebt hat und plötzlich wieder ins Sonnenlicht tritt: er empfand Schmerz und Entzücken zugleich.

An den folgenden Tagen verfiel er von einem Extrem ins andere: bald brüstete er sich mit seiner Entschlossenheit, bald ärgerte er sich über seine blöde, alberne Vorsichtigkeit. Die erstere Empfindung entsprach wohl am meisten dem Zustand seines Herzens, denn sie stellte die normale Richtung seines Denkens dar; aber die letztere brach zeitweise mit unzügelbarer Heftigkeit hervor, und dann verließ ihn alle Beherrschung, so daß er wie jemand, der vor Reue ganz außer sich ist, in Haus und Garten herumlief und die Wälder durchirrte. Für den auf Gleichmäßigkeit und Ruhe bedachten Will war dieser Zustand einfach unerträglich. Er beschloß, ihn um jeden Preis zu beenden. Und so legte er denn an einem warmen Sommertag seine besten Kleider an, nahm eine Weißdornerte in die Hand und wanderte am Fluß entlang talabwärts. Von dem Augenblick an, wo er seinen Entschluß gefaßt hatte, kehrte die alte Herzensruhe zurück, und er genoß das schöne Wetter und die abwechslungsreiche Landschaft ohne jeden Beiklang von Besorgnis oder unangenehmer Erregung. Es war ihm jetzt beinahe gleichgültig, wie die Sache ausging. Wenn sie ihn annahm, würde er diesmal nicht mehr um die Heirat herumkommen, was vielleicht doch noch das Beste war. Wenn sie ihn abwies, so hatte er sein Möglichstes getan und konnte in Zukunft seinen Weg mit vorwurfsfreiem Gewissen gehen. Eigentlich hoffte er, daß sie ihn abweisen würde; aber dann, als er an einer Biegung des Flusses das braune Dach, unter dem sie wohnte, durch die

Weidenzweige erblickte, war er stark geneigt, wieder umzu-kehren — und noch stärker beschämt über so viel Unentschlossenheit.

Margaret schien sich über seinen Besuch zu freuen und gab ihm ohne Hemmung oder Ziererei die Hand.

„Ich habe über die Heirat immer wieder nachgedacht . . .“ begann Will.

„Ich auch“, fiel sie ihm ins Wort, „und ich achte Sie mehr und mehr als einen verständigen Mann. Sie kannten mich besser als ich selber. Ich bin nun ganz sicher, daß alles so, wie es geworden, am besten ist.“

„Dennoch . . .“ versuchte Will einzuwerfen.

„Sie müssen müde sein“, unterbrach sie ihn. „Setzen Sie sich doch, und lassen Sie mich ein Glas Wein holen! Der Nachmittag ist so warm, und Sie sollen nicht unzufrieden von Ihrem Besuche heimkehren. Sie müssen recht oft zu uns kommen, wenigstens einmal jede Woche, wenn Sie Zeit haben; ich freue mich immer sehr, Freunde bei mir zu sehen.“

„Also gut“, dachte Will bei sich. „Ich habe doch wohl das Richtige getroffen.“ Er hatte große Freude an diesem Besuche, ging in bester Laune nach Hause, und damit war diese Angelegenheit für ihn erledigt.

Beinahe drei Jahre verkehrten Will und Margaret in dieser Weise miteinander und sahen sich ein- oder auch zweimal jede Woche, ohne auch nur ein Wort von Liebe zu reden. Während dieser Zeit war Will ungefähr so glücklich, wie ein Mann nur sein kann. Er geizte eher mit der Freude, sie zu sehen. Oft ging er nur den halben Weg bis zum Pfarrhaus hinüber und zurück, wie um sich den Mund wäßrig zu machen. Eine Ecke lag am Wege, von der aus man, in die Talspalte eingeklemmt, gegen einen dreieckigen Fleck Ebene als

Hintergrund den Kirchturm zwischen tannenbewachsenen Abhängen sah. Diese Ecke liebte er sehr als ein Plätzchen, wo man beim Heimwege sitzen und sinnieren konnte. Die Bauern fanden ihn dort häufig in der Dämmerung und nannten daher die Stelle „Will von der Mühls Ecke“.

Gegen Ende des dritten Jahres spielte Margaret ihm einen schlimmen Streich, indem sie plötzlich heiratete. Will behielt brav den Kopf oben und sagte sich, daß er eigentlich in Anbetracht des Wenigen, was er von Frauen verstünde, ganz klug gehandelt hatte, als er damals das Mädchel nicht selber heiratete. Offenbar war die bekundete Selbstsicherheit doch nur ein vortäuschendes Verhalten, und in ihr steckte ebensoviel Wankelmütigkeit und Oberflächlichkeit wie in allen anderen ihres Geschlechts. Er konnte sich also eigentlich nur zu seinem Entrinnen gratulieren, dachte er, und faßte daraufhin eine noch höhere Meinung von seiner Weisheit. Aber in seinem Innersten war er doch ziemlich ungehalten, einige Monate lang ziemlich melancholisch, und zum Erstaunen seiner Knechte und Mägde wurde er auffallend schmal im Gesicht.

Etwa ein Jahr nach der Hochzeit wurde Will in der Nacht durch ein auf der Straße herangaloppierendes Pferd geweckt, und gleich darauf klopfte jemand heftig an der Hoftüre. Er öffnete das Fenster und erblickte einen berittenen Bauernbur-schen, der ein gesatteltes Pferd am Zaume führte und bat, so schnell wie möglich mit ihm zu kommen; denn Margaret läge im Sterben und verlange dringend, ihn noch einmal zu sehen. Will war kein guter Reiter und kam nur so langsam voran, daß die arme Frau ihrem Ende schon sehr nahe war, als er anlangte. Aber sie konnten noch einige Minuten allein miteinander sprechen, und er blieb bei ihr und weinte bitterlich, während sie ihre letzten Atemzüge tat.

Der Tod.

Jahr um Jahr ging ins Nichts hinüber. In den Städten der Ebene gab es große Tumulte und Umwälzungen; rote Empörung loderte empor und wurde blutig unterdrückt; Schlachten wurden erbittert ausgefochten; geduldige Astronomen stöberten von ihren Warten aus neue Sterne auf und benannten sie; in den lichtstrahlenden Theatern wurden Schauspiele aufgeführt; Kranke wurden auf Bahren in die Hospitäler gebracht; und das Leben in den großen Städten ging wie gewöhnlich seinen Gang in Kampf und Aufregung. Droben in Wills Tal brachten nur die Jahreszeiten und Wind und Wetter die Abwechslung. Die Fische standen in der raschen Strömung, die Vögel kreisten in der Luft. Die Tannenwipfel rauschten unter den Sternen. Die hohen Berge überragten alles in majestätischer Erhabenheit. Will aber war immer geschäftig und versorgte seine Gastwirtschaft, bis der Schnee auf seinem Haupte dichter und dichter wurde. Sein Herz blieb jung und kräftig, und wenn auch die Pulse jetzt in gemessenerem Takt gingen als früher, so schlugen sie dennoch mit starkem, gleichmäßigem Schlag. Auf jeder Backe hatte er, wie ein Apfel, einen roten Fleck; er ging schon etwas gebückt, aber der Schritt war noch sicher, und seine sehnige Hand erfaßte die der anderen Menschen mit freundlichem Druck. Sein Gesicht wies jene Runzeln auf, die sich bei vielem Aufenthalt im Freien einstellen und die, recht betrachtet, nur eine Art bleibender

Sonnenbräune sind. Solche Runzeln verstärken den stumpfen Ausdruck in stumpfsinnigen Gesichtern; einem Menschen wie Will aber mit seinen klaren Augen und dem von gütigen Zügen eingefassten Munde geben sie als Zeugen eines bedächtig und einfach geführten Lebens nur noch einen höheren Reiz. Seine Rede war reich an weisen Aussprüchen. Er fand Geschmack an anderen Menschen und sie an ihm. Wenn im Hochsommer das Tal voll Reisender war, gab es lustige Nächte in Wills Laube, und seine Ansichten, die den Nachbarn grillenhaft vorkamen, fanden oft genug die Bewunderung gelehrter Männer aus Kolleg und Stadt. Ihm ward in der Tat ein sehr ehrenvolles Alter. Täglich wurde er bekannter, so daß sein Ruf bis in die Städte der Ebene drang und junge Leute, die im Sommer bei ihm durchgereist waren, sich in den Kaffeehäusern über Will von der Mühl und seine gerade Philosophie stritten. Wohl bekam er auch viele Einladungen, aber nichts konnte ihn aus seinem Gebirgstale herunterlocken. Er schüttelte nur den Kopf dazu und lächelte hinter seiner Tabakspfeife. „Ihr kommt zu spät“, antwortete er meistens. „Ich bin nun ein toter Mann: Leben und Sterben sind für mich schon abgetan. Vor fünfzig Jahren wäre mir bei einem solchen Vorschlage wohl das Herz aufgegangen, doch jetzt lockt er mich nicht mehr. Es ist ja der Sinn eines langen Lebens, daß der Mensch aufhören soll, nach dem Leben zu fragen.“ Ein andermal sprach er: „Es gibt zwischen einem langen Leben und einer guten Mahlzeit nur einen Unterschied: bei der Mahlzeit kommen die Süßigkeiten zuletzt.“ Oder auch: „Als Junge war mir manches rätselhaft, und ich wußte kaum, was seltener war, die Welt oder das Ich. Jetzt weiß ich, daß ich es bin, und daran halte ich mich.“

Er blieb frei von Altersschwäche und erhielt sich frisch und kräftig bis zu seinem Ende. Aber man sagt, er sei zuletzt weni-

ger gesprächig gewesen und hätte lieber stundenlang anderen Leuten in heiterem, aufmerksamem Stillschweigen zugehört. Sprach er aber einmal, so war es voll treffender Altersweisheit. Er trank gern eine Flasche Wein, vor allem bei Sonnenuntergang auf dem Hügel oder spät in der Nacht beim Sternlicht in der Laube. Etwas Fesselndes und zugleich Unerreichbares würzte seine Freude, erklärte er und fuhr fort, daß er lange genug gelebt habe, um zu begreifen, daß eine Kerze im Vergleich zu einem Planeten mehr Bewunderung verdiene.

In seinem zweiundsiebzigsten Altersjahre erwachte er eines Nachts in derartiger körperlicher und geistiger Unruhe, daß er aufstand, sich ankleidete und in die Laube hinausging, um dort seinen Gedanken nachzuhängen. Es war stockfinster, kein Stern schien. Der Fluß ging hoch, und die feuchten Wälder und Wiesen sättigten die Luft mit ihren Düften. Bei Tage war ein Gewitter niedergegangen, und die lastende Schwüle verhiieß weiteres Unwetter für den kommenden Tag. Es war eine dumpfe, drückende Nacht für einen Mann von zweiundsiebzig Jahren. Lag es nun an der Witterung oder an seiner Schlaflosigkeit oder an einem leichten Fieber in seinen alten Gliedern: Wills Gemüt wurde von lauten, ungestümen Erinnerungen belagert. Seine Kindheit, die Nacht mit dem behägigen jungen Manne, der Tod seiner Pflegeeltern, die Sommertage mit Margaret und viele von jenen kleinen Geschehnissen, die anderen nichts bedeuten und doch dem Manne, der sie erlebt hat, der eigentliche Kern des Lebens sind — Gesehenes, Gehörtes, mißverständene Blicke — das alles taucht aus vergessenen Winkeln auf und verlangte nach Beachtung. Die Toten selber standen neben ihm und nahmen nicht nur teil an diesem schattenhaften Reigen der vorüberziehenden Erinnerungen, vielmehr suchten sie seine körperlichen Sinne heim wie

in tiefen, lebhaften Träumen. Der behäbige junge Mann stützte seine Ellbogen ihm gegenüber auf den Tisch. Margaret ging mit einer Schürze voll Blumen zwischen dem Garten und der Laube hin und her. Er hörte, wie der Pfarrer seine Pfeife ausklopfte und seine Nase laut schneuzte. Die Flut seines Bewußtseins stieg und fiel — manchmal war er halb im Schlafe und versank in seinen Erinnerungen an die Vergangenheit, und dann wieder war er völlig wach und wunderte sich über sich selbst. Etwa um die Mitte der Nacht aber wurde er durch die Stimme des toten Müllers aufgeschreckt, der vom Hause her nach ihm rief, wie er es bei der Ankunft von Gästen zu tun pflegte. Die Sinnestäuschung war so vollkommen, daß Will von seinem Sitze aufsprang und horchte, ob der Ruf wiederholt würde, und als er so horchend dastand, nahm er außer dem Tosen des Flusses und dem Dröhnen in seinen fieberischen Ohren noch ein weiteres Geräusch wahr. Es klang wie das Scharren von Pferden und wie das Knirschen des Geschirrs, wie wenn ein Wagen mit einem ungeduldigen Gespann auf der Straße beim Hoftor vorgefahren wäre. Eine solche Annahme aber war zu solcher Stunde in Anbetracht der schlecht gehaltenen und nicht ungefährlichen Paßstraße völlig absurd. Will gab den Gedanken auf, setzte sich wieder auf die Laubenbank, und der Schlaf umwogte ihn wie fließendes Wasser. Aber aufs neue erweckte ihn der Ruf des toten Müllers, nur schwächer und geisterhafter als zuvor, und er hörte auch wieder das Geräusch eines Reisewagens auf dem Wege. Noch drei- oder viermal beschäftigte derselbe Traum oder Wahn seine Sinne. Schließlich ging er lächelnd, wie man einem eigensinnigen Kinde nachgibt, zum Tore hin, um seiner Ungewißheit ein Ende zu machen.

Die Entfernung von der Laube bis zum Tore war nur gering,

trotzdem brauchte Will einige Zeit dazu. Es kam ihm vor, als ob die Toten im Hofe sich immer dichter um ihn drängten und bei jedem Schritt seinen Weg kreuzten. Zugleich überraschte ihn plötzlich ein überwältigend süßer Duft von Heliotrop, wie wenn sein ganzer Garten mit diesen Blumen angefüllt wäre und die warme, feuchte Nacht mit einem einzigen Atemzuge den Wohlgeruch herausgesogen hätte. Heliotrop aber waren Margarets Lieblingsblumen gewesen. Doch seit ihrem Tode hatte Will keinen einzigen Strauch davon mehr auf seinem Boden gepflanzt.

„Was ist denn nur mit mir los?“ dachte Will. „Die arme Margaret und ihr Heliotrop!“

Dann sah er zu dem Fenster hinauf, das einstmals ihr gehört hatte. War er vorher schon etwas verwirrt, so packte ihn jetzt Entsetzen; denn da war Licht hinter dem Fenster, und das Fenster war wieder ein rechteckiger Fleck Orange wie damals, und der Zipfel des Vorhanges wurde aufgehoben und wieder fallen gelassen wie in jener Nacht, wo er dastand und in seiner Ungewißheit die Sterne anrief. Die Vorspiegelung dauerte nur einen Augenblick, aber sie entnervte ihn ziemlich. Er rieb sich die Augen und starrte den Umriss des Hauses an, hinter dem die schwarze Nacht lag. Noch während er dastand — es kam ihm merkwürdig lange vor — erneuerten sich die Geräusche auf der Straße. Er wandte sich noch gerade rechtzeitig um, um einen Fremden wahrzunehmen, der vom Tore her auf ihn zuschritt. Hinter dem Fremden, auf der Straße, schien der Umriss eines großen Wagens erkennbar zu sein, über dem, wie Federbüsche, schwarze Tannenwipfel hin- und herwehten.

„Meister Will?“ fragte der Angekommene in militärisch kurzer Art.

„Derselbe, Herr“, antwortete Will, „womit kann ich dienen?“

„Ich habe viel von Ihnen reden hören, Meister Will“, entgegnete der andere, „viel und Gutes. Ich habe zwar alle Hände voll zu tun, aber ich möchte doch mit Ihnen in Ihrer Laube eine Flasche Wein trinken. Ehe ich gehe, werde ich meinen Namen sagen.“

Will führte ihn zur Laube, zündete eine Lampe an und entkorkte eine Flasche. Er war solche schmeichelhafte Besuche nicht ungewohnt und versprach sich von diesem, durch viel Erfahrung gewitzigt, nichts Besonderes. Eine Art Wolke hatte sich über sein Bewußtsein gelagert und ließ ihn die ungewöhnliche Besuchszeit vergessen. Er bewegte sich wie ein Schlafender. Es kam ihm vor, wie wenn allein schon in der Absicht des Tuns die Lampe entzündet und die Flasche entkorkt wurde, und der Versuch, das Lampenlicht auf das Gesicht des Fremden zu richten, wollte nicht gelingen. Vielleicht ging er ungeschickt mit der Lampe um, oder seine Augen sahen nicht ganz klar, so daß ihm vorkam, wie wenn nur ein Schatten mit ihm am Tisch säße. Während er die Gläser auswischte, starrte er immer wieder zu dem Schatten hin, und dabei wurde ihm seltsam kalt ums Herz. Die eingetretene Stille lastete auf ihm. Er vermochte nichts mehr zu hören, nicht einmal den Fluß, und nur das eigene Blut trommelte ihm in den Ohren.

„Auf Ihr Wohl!“ rief der Fremde fast barsch. „Ihr Diener!“ antwortete Will und nippte an seinem Weine, der einen ungewohnten Geschmack hatte.

„Ich habe gehört, daß Sie ein besonders willensfester Mann sein sollen“, fuhr der Besucher fort.

Will nickte und antwortete mit einem zustimmenden Lächeln.

„Auch ich bin sehr positiv“, sprach der andere weiter, „und es ist mir ein besonderes Vergnügen, dies den Leuten klar zu machen. Niemand soll positiv sein außer mir, niemand! Ich

habe nach meinem Gutdünken die Vorsätze von Königen, Feldherrn und großen Künstlern durchkreuzt, und was würden Sie dazu sagen", fuhr er fort, „wenn ich heute mit der Absicht hergekommen wäre, die Ihrigen umzustoßen?"

Will hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, aber die Höflichkeit des alten Gastwirts unterdrückte sie, und so antwortete er still und mit einer einfachen Handbewegung.

„Das bin ich", bekräftigte der Fremde. „Wenn ich nicht besondere Achtung vor Ihnen hätte, würde ich kein Wort weiter über die Sache verlieren. Ihr stolzer Vorsatz scheint zu sein, hier an der Stelle zu bleiben, wo Sie sind. Sie wollen immer hier in Ihrem Gasthof hocken. Ich will aber, daß Sie mit mir in meiner Kutsche auf Reisen gehen, und sowie diese Flasche leer ist, werden Sie das auch tun!"

„Das müßte immerhin merkwürdig zugehen", antwortete Will, vor sich hinlächelnd. „Bedenken Sie, Herr, ich bin hier aufgewachsen wie ein alter Eichbaum. Der Teufel selber könnte mich schwerlich entwurzeln. Doch weil Sie so ein anregender alter Herr sind, will ich gern eine zweite Flasche darauf wetten, daß bei mir Ihre Mühe vergebens ist."

Wills Augen hatten sich inzwischen immer mehr getrübt, aber er war sich unklar einer scharfen, kalten Beobachtung bewußt, die ihn reizte und der er sich nicht gewachsen fühlte.

„Sie brauchen nicht zu denken, daß ich ein alter Ofenhocker bin", platzte er plötzlich hitzig heraus und erschrak fast selber darüber, „weil ich nichts fürchte außer Gott! Gott weiß, daß ich aller Dinge müde genug bin. Und wenn die Zeit kommt für eine längere Reise, als Sie mir bieten können, kann ich nur sagen: ich bin bereit!"

Der Fremde leerte sein Glas und schob es von sich fort. Er schaute einen Augenblick nieder. Dann lehnte er sich über den

Tisch und klopfte Will dreimal mit ausgestrecktem Zeigefinger auf den Arm.

„Die Zeit ist da!“ sprach er feierlich.

Ein Schauer verbreitete sich von der Stelle aus, die er berührt hatte. Der Klang seiner Stimme war dumpf und unheimlich und seltsam zu Herzen dringend.

„Entschuldigen Sie, bitte!“ sagte Will, etwas außer Fassung, „was meinen Sie damit?“

„Schauen Sie mich an! Sie werden merken, wie Ihr Blick verrinnt. Heben Sie eine Hand — sie ist bleischwer. Das war hier Ihre letzte Flasche Wein, Meister Will, und diese Nacht ist Ihre letzte auf Erden.“

„Sind Sie ein Arzt?“ stammelte Will.

„Der beste, den es von jeher gegeben hat“, antwortete der Fremde, „denn ich heile Leib und Seele mit der gleichen Arznei. Ich nehme alle Schmerzen hinweg und hebe alle Sünden auf, und meinen Kranken, die im Leben in Schuld gerieten, löse ich alle Schwierigkeiten und stelle sie wieder frei auf die Füße.“

„Ich bedarf Ihrer nicht“, sagte Will.

„Es kommt für jeden Menschen der Augenblick, Meister Will, wo ihm das Steuer aus der Hand genommen wird“, fuhr der Arzt fort. „Bei Ihnen, der still und verständig gelebt hat, ist es lange hinausgeschoben worden, und Sie haben sich lange auf sein Kommen vorbereiten können. Alles haben Sie gesehen, was hier von Ihrer Mühle aus zu sehen war; aufmerksam wie ein witternder Hase haben Sie Ihr ganzes Leben verbracht. Doch das ist nun vorüber“, erklärte der Doktor und erhob sich, Sie müssen jetzt aufstehen und mit mir kommen.“

„Sie sind ein seltsamer Arzt“, erwiderte Will und blickte seinen Gast fest an.

„Ich bin ein Naturgesetz“, sagte der Fremde. „Man nennt mich den Tod!“

„Das hätten Sie mir gleich sagen sollen!“ rief Will aus. „Ich warte ja schon viele Jahre auf Sie. Reichen Sie mir die Hand zum Willkommgruß!“

„Stütze dich fest auf meinen Arm“, sagte der Fremde, „denn die Kräfte schwinden dir schon. Stütze dich auf mich, so fest du willst! Ich bin zwar alt, doch noch immer sehr stark. Bis zu meinem Wagen sind es nur noch drei Schritte, und dann ist alle Mühsal vorüber.“ „Mein lieber Will“, sprach er dann, „nach dir habe ich mich gesehnt wie nach einem Sohn, und von all den Menschen, die ich während meines langen Daseins abholen mußte, nehme ich dich in größter Freude mit mir. Ich bin schroff und verletze oft die Menschen im ersten Augenblick, aber für alle von deiner Art bin ich im Herzen ein guter Freund.“

„Seit Margaret mir genommen wurde“, sagte Will leise, „warst du, bei Gott, der einzige Freund, der mich noch erfreuen konnte.“

Dann schritt das Paar Arm in Arm über den Hof.

Einer der Knechte erwachte um die gleiche Stunde und hörte ein Geräusch wie das Scharren von Pferden. Dann schlief er wieder ein. Das ganze Tal entlang rauschte es in jener Nacht, wie wenn ein milder, gleichmäßiger Wind zur Ebene hinabwehte. Und als die Welt am kommenden Morgen erwachte, bestand kein Zweifel mehr darüber, daß Will von der Mühl endlich seine Reise angetreten hatte.

Zentralbibliothek Zürich



ZM02649778

